



Beuron, Klosterprospekt. Kupferstich von Joh. Franck, um 1700. Im Oval Bildnis des Abtes Georg Kurz O.S.A. (1682-1704) Fürstl. Hohenz. Hofbibliothek Sigmaringen

P. MAURUS PFAFF OSB.

Das ehemalige Augustiner-Chorherrenstift Beuron 1077-1977

Das ehemalige Augustiner-Chorherrenstift Beuron an der oberen Donau könnte heute auf 900 Jahre seiner Geschichte zurückblicken. Den geschichtlichen Abläufen entsprechend hat das Chorherrenstift 725 Jahre existiert, als es mit dem Zusammenbruch der Deutschen Reichskirche 1803 säkularisiert wurde. Das Auftreten der Benediktiner im alten Chorherrenstift hat die Erinnerung an

die Vorgänger nahezu vergessen lassen. Etwas mehr als hundert Jahre benediktinischen Wirkens im oberen Donautal haben zu der Meinung geführt, daß Beuron und seine Landschaft schon immer von benediktinischer Tradition geprägt gewesen seien. Die neue Benediktinerabtei in Beuron war im 19. Jahrhundert die erste benediktinische Klostergründung außerhalb Bayerns im Bereich der

nord- und süddeutschen Staaten. Als jüngere Schwester der französischen Abtei Solesmes wurde das Donautalkloster für das 19. und 20. Jahrhundert der Ausgangspunkt einer religiös-liturgischen Erneuerung und hat nachhaltig mit seinem monastischen Wollen die weitere Zukunft des Mönchtums bestimmt. Außer der rein lokalen Kontinuität bestehen zwischen dem alten Chorherrenstift und den Benediktinern keine Zusammenhänge.

Das Chorherrenstift Beuron reicht in seinen Anfängen in das letzte Viertel des 11. Jahrhunderts zurück. Eine Urkunde aus St. Gallen erwähnt bereits um 861 den Namen Purron im Bereich des oberen Donautals. Als eine Gründung im Zeitpunkt der hochpolitischen Auseinandersetzungen zwischen Papsttum und deutschem Königtum im Investiturstreit gewinnt das Kloster zusammen mit anderen Klöstern im südwestdeutschen Raum zeitgeschichtliche Bedeutung. Beuron gehört zu den ältesten Chorherrenstiftungen überhaupt.

Die neue Gemeindeordnung hat den Namen des alten Chorherrenstifts Beuron für die in der Großgemeinde zusammengeschlossenen Ortsteile des oberen Donautals beibehalten. Mehrere Nachbarorte haben ebenfalls ihrer 900jährigen Geschichte gedacht und damit auch der gegenseitigen geschichtlichen Verbundenheit Ausdruck gegeben. Die volkstümliche Geschichtsschreibung des späteren Mittelalters und auch der neueren Zeit hat die Anfänge des Klosters im Tal – umrahmt von der Legende – aus dem geschichtlichen Dunkel heraustreten lassen. Die geschichtlichen Quellen sind äußerst sparsam. Geschichtlich richtig ist natürlich, daß ein Stiftungsakt mit der Übergabe des Dotationsguts stattgefunden hat. Dafür wird das Jahr 1077 angenommen. Feststeht, daß einer der Zeugen des Stiftungsaktes, nämlich Graf Manebold von Altshausen-Veringen, um 1077 in den Quellen genannt wird, als bedeutender Verbindungsmann zwischen Papst Gregor VII. und den im Frühjahr 1077 in Ulm versammelten deutschen Fürsten. Als zweiter Zeuge beim Beuroner Stiftungsakt wird ferner Graf Burkhard von Nellenburg (Stockach) genannt, dessen Vater der Stifter des Allerheiligenklosters in Schaffhausen ist. Das bei dem Stiftungsakt übergebene Stiftungsgut erstreckte sich vom Füllental (heute St. Maurus im Feld) bis zum Sperberloch gegen Fridingen. Zum Stiftungsgut des Chorherrenstifts gehören die beiden Höfe an der Leibertinger Steige und auf dem Reinfeld. An dem Stiftungsakt sollen zahlreiche bedeutende Persönlichkeiten aus den Kreisen der päpstlichen Reformbewegung teilgenommen haben. Die Gründung des Donautalklosters steht also vollständig in der Linie anderer Gründungen wie Hirsau, St. Georgen im Schwarzwald, St. Blasien, Allerheiligen in Schaffhausen und Zwiefalten. Der Inhaber des Konstanzer Bischofsstuhls war seit 1070 ein Anhänger König Heinrichs IV.

Die Chorherrenstifte der Reformkanoniker treten in der politisch hochgespannten Epoche des Investiturstreits an zahlreichen Orten ins Leben. Die Anfänge dieses neuen Ordens sind sehr verschiedener Natur. Der Rechtshistoriker und Kenner der territorialstaatlichen Entwicklungen im deutschen Südwesten des 11. Jahrhunderts kommt zu folgenden Ergebnissen: „Gerade die Auswahl des Platzes war schon die Tat des im 11. Jahrhundert lebenden Stifters. Wir erkennen in ihm schon vor dem Eindringen in die geschichtlichen Einzelheiten einen weitblickenden, klug berechnenden Organisator, und wir werden uns zu fragen haben, ob der Klostergründer neben dem geistlichen Ziele, das mit der Klostergründung naturgemäß verbunden ist, nicht auch noch größere politische Ziele verfolgte . . . Sollte Peregrin – so bezeichnet die Papsturkunde von 1097 den Stifter des Klosters –

wirklich einer einfachen schwäbischen Ritterfamilie angehört haben, so wäre dann doch zu fragen, ob nicht hinter ihm einer der bedeutenderen Machträger jener in schwäbischen Landen hochbewegten Zeit gestanden hat . . . Bei aller Wertung der Tatsache, daß ein weltabgeschiedener Platz einer Mönchsniederlassung willkommen war, spielt doch gerade für die hochmittelalterlichen Klostergründungen der politische Faktor eine entscheidende Rolle. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Klöster des 11. und 12. Jahrhunderts zur planmäßigen Erschließung und Sicherung des Landes kaum weniger wichtig waren als die Gründung von Städten und die seit der Jahrhundertwende üblich gewordene Erbauung von Bergburgen in unserem südwestdeutschen Raume. Hier muß die Gründung des Augustinerklosters Beuron irgendwie eingeordnet werden.“ Man wird deshalb der Frage nach der Beuroner Klostergründung näher kommen, wenn die Teilfragen aufgeheilt werden. Von der Kanoniker-Reformbewegung der damaligen Zeit muß gesagt werden, daß sie vor allem ein Angriff auf die Verweltlichung im kirchlichen Bereich gewesen ist.

Seit 1077 stand der Konstanzer Bischofssitz im Brennpunkt der Auseinandersetzungen zwischen päpstlicher und königlicher Gewalt. Schon 1075 erhielt der Konstanzer Bischof Otto I. durch den reformbewußten Papst Gregor VII. eine scharfe Zurechtweisung. Die Vorwürfe bezogen sich auf die Mißachtung der römischen Bestimmungen bezüglich Simonie (Kauf geistlicher Ämter) und Priesterehe. Papst Gregor VII. holte 1080 zum entscheidenden Schlag aus. Er beauftragte seinen päpstlichen Legaten, den Bischof Altmann von Passau, mit der Einsetzung eines neuen Bischofs in Konstanz. Erst 1084 gelangte die Bischofsstadt in die Hand der Anhänger Gregors VII. und noch im Dezember 1084 weihte der päpstliche Legat Odo – der spätere Papst Urban II. – den Hirsauer Mönch Gebhard von Zähringen zum Bischof in der Klosterkirche zu Petershausen. Gebhard III. baute seine Bischofsstadt zu einer Hochburg der päpstlichen Richtung aus. Man hat mit Recht vermutet, daß bei der Beuroner Klostergründung Einflüsse durch Altmann von Passau vorhanden sind. Das Donautalkloster scheint also tatsächlich ein Chorherrenstift der ersten Stunde zu sein. Von Gebhard III. wissen wir, daß er im Bereich seiner Diözese nicht weniger als 30 Kirchen und Altäre geweiht hat. Damit würde übereinstimmen, daß er 1105 möglicherweise auf der Reise nach Marbach (Elsaß) die beiden Klosterkirchen, Beuron und Marbach, geweiht hat. Der Beuroner Kirchturm kann in seinem ältesten Teil noch in den Anfang des 12. Jahrhunderts datiert werden.

Von Anfang an stand das Chorherrenstift Beuron unter der Leitung eines Propstes. Während St. Märgen im Schwarzwald und Kreuzlingen bei Konstanz schon früh den Abtstitel führen, blieb Beuron bis ins letzte Viertel des 17. Jahrhunderts bei der Präpositur-Verfassung. In Deutschland war der Propsttitel auch traditionsgemäß allgemein üblich. Die älteste Beuroner Urkunde von Papst Urban II. (1097) ist an den damaligen Propst gerichtet. Aus weiteren päpstlichen Urkunden geht hervor, daß im Chorherrenstift Beuron nicht nur die Marbacher Statuten (frühestens nach 1096), sondern auch die sogenannte dritte Augustinus-Regel (spätestens vor 1145) vorhanden sind. Zwischen 1300 und 1400 hat das Chorherrenstift seinen geistigen und wirtschaftlichen Höhepunkt erreicht. Mit der Schirmvogtei der Enzberger Schirmvögte, die aus dem Kraichgau zugewandert waren und sich in Mühlheim a. D. einen neuen Stammsitz geschaffen hatten, begann der Abstieg des Klosters. Die Enzberger haben ihren schirmherrlichen Auftrag wenig

rühmlich erfüllt. Unter dem Druck der bischöflichen Kurie von Konstanz kam es 1615 zu einem Ausgleich, indem die Enzberger für immer auf die Schirmvogtei verzichteten.

Da die territorialen Verhältnisse sich in der Landschaft bereits verfestigt hatten, konnte der Beuroner Klosterbezirk sich organisch nicht mehr erweitern. Das Chorherrenstift hatte jedoch rechts und links der Donau beachtlichen Streubesitz. Der links der Donau gelegene Besitz erstreckte sich zwischen den Flüssen Donau, Neckar und Lauchert mit der nördlichen Grenze bei Hechingen. Der rechts der Donau gelegene Grundbesitz war auffallend weitgestreut und erstreckte sich bis nach Oberschwaben und in die Bodenseelandschaft. Im südlichen Bereich gruppierten sich die Güter um Mengen, Biberach und Illmensee. In Sipplingen befand sich eine Art Umsatzstation für die Gütertransporte nach Beuron. Propst Vitus Hainzmann aus Sigmaringen (1574–1614) führte am Ende des Mittelalters einen kurzen, jedoch beachtlichen Aufschwung des Klosters herbei. Die kriegerischen Ereignisse der Zeit haben jedoch diesen Aufbau wieder zerstört. Propst Vitus Hainzmann resignierte 1614 und zog sich endgültig in das Schaffnei-Haus in Egesheim zurück. Er starb am 28. Februar 1622.

Propst Sigmund Marbeck (1660–1682) kam aus dem Stift Rottenbuch im Ammergau über Kreuzlingen nach Beuron. Sein Aufenthalt war anfänglich mehr als Aushilfe gedacht. Als er die Leitung des Klosters übernommen hatte, war er besonders darauf bedacht, die Schulden zu verringern. Er verkaufte deshalb zur Hebung der wirtschaftlichen Lage am 11. Juni 1668 die entfernt liegenden, aber sehr schönen Besitzungen des Stifts im Breisgau. Der landgräflich fürstenbergische Rat Dr. iur. Fischer, Oberamtmann in Meßkirch, zeigte an dem Kauf großes Interesse. Die Schaffneien des Klosters in Krozingen und Freiburg i. Br. umfaßten folgende Güter: in Krozingen einen Hof mit Haus und Scheune – St. Ulrichshof oder Glöcklehof –, in Opfingen am Tuniberg einen Hof mit Zubehör, in Pfaffenweiler vier Jauchert Weingärten am Batzenberg, einen weiteren Hof bei Staufen und alle Güter in Kirchhofen, Tunsel, Merdingen und Gottenheim. Auch die in Freiburg und Umgebung gelegenen Güter mit Weinbergen, Wiesen und Äckern, einschließlich der St. Michaelskapelle an der nördlichen Stadtmauer wurden zum Verkauf angeboten. Dr. Fischer gab seinerseits an das Kloster die verpfändeten Höfe in Talheim und Leibertingen wieder zurück. Der Besitz des Chorherrenstifts im Breisgau wird bereits in einer Urkunde vom 23. Oktober 1278 erwähnt.

Die Zeit der Äbte brachte nach dem dreißigjährigen Krieg noch einmal einen beachtenswerten Aufschwung. Wenn das Kloster im Donautal nach der Mitte des 18. Jahrhunderts die Auszeichnung eines reichsfreien Stifts erlangte, so war das doch verlöschender Glanz am Ende eines Zeitalters. 1682 wurde der Chorherr Georg Kurz aus Kreuzlingen als Abt nach Beuron erbeten. Unter ihm erfolgte 1687 aufgrund eines Immediatgesuchs an den Papst die Erhebung des Stifts zur Abtei. Abt Kurz ließ durch den Kirchenbaumeister Franz Beer († 1726) einen Klosterplan entwerfen. Für die Innenausstattung konnte er Johann Michael Feuchtmayer gewinnen. Abt Georg Kurz starb am 18. Mai 1704 und fand seine Grabstätte auf der Reichenau. Abt Rudolf II. v. Strachwiz ist der Erbauer der 1738 vollendeten Kirche. 1732 hatte er mit dem Rottweiler Baumeister Matthäus Scharpf einen Bauvertrag abgeschlossen. Einheimische Werkleute, Wessobrunner Stukkateure und der Riedlinger Freskomaler Ignaz Weegschaidler haben an dem Kirchenbau gearbeitet. Als Abt Rudolf II. am 10. Juli 1738

das vom Gerüst befreite Bauwerk besichtigen wollte, traf ihn ein herabfallender Ziegelstein tödlich. Am 12. Juli wurde der Abt als erster in der von ihm erbauten Stiftskirche beigesetzt. Der Konstanzer Weihbischof Franz Anton v. Sirgenstein vollzog am 28. September 1738 die Weihe der neuen Stiftskirche. Sein Nachfolger, Abt Martin II., ließ 1741 die große Orgel aufstellen. Schließlich konnte 1751 das Dorf Bärenthal mit dem Schloßchen Ensisheim käuflich erworben werden.

Prälat Rudolf III. Reichel war ein Rottenburger. Er konnte auf dem bisher Erreichten weiterbauen. Am 17. Dezember 1759 schloß er mit Josef Anton Feuchtmayer aus Mimmehausen bei Salem einen Vertrag über die Gestaltung des Hochaltars. Die Ausführung des Bauwerks erfolgte 1760/61 unter Mitwirkung der Brüder Johann Georg und Franz Anton Dirr. In Bärenthal ließ der Prälat eine neue Kirche bauen. Die Elementarschule in Beuron wurde zu einer Lateinschule erweitert. Rudolf III. konnte seine zahlreichen persönlichen Beziehungen für das Stift nutzbar machen. Mit Unterstützung des Syndikus des Schwäbischen Reichsprälaten-Kollegiums, Josef v. Schott, erlangte der Prälat für sein Stift die Reichsunmittelbarkeit, wie sie für die Reichskartause Buxheim und das Stift Ottobeuren bereits bestand. Rudolf III. starb als Priesterjubiläum am 21. September 1790 und fand im Mittelgang der Klosterkirche seine Ruhestätte.

Der aus Rottweil am Neckar stammende Dominicus Mayer war der letzte Prälat des Reichsstifts Beuron. Er hatte unruhige Zeiten vor sich. Trotzdem war er bemüht, seinen Gotteshausleuten ein Vorbild zu sein und sie zu besserer Sitte und tieferer Religiosität anzuhalten. Die Auswirkungen der Französischen Revolution von 1789 machten sich im südwestdeutschen Raum deutlich bemerkbar. Die Revolutionsheere verwüsteten die Vorderösterreichischen Lande in einem unerhörten Ausmaß. Wiederholt durchzogen französische Truppen das obere Donautal. Noch im April 1801 plünderten sie Kloster und Nachbarorte. Der Friede von Lunéville am 9. Februar 1801 brachte den Abschluß der französischen Revolutionskriege. Mit der Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich wurde den deutschen Fürsten eine Entschädigung „aus dem Schoß des Reiches“ zugesprochen. Zur Durchführung dieser Neuregelung wurde auf den 2. Oktober 1801 nach Regensburg die außerordentliche Reichsdeputation einberufen. Die totale Säkularisation der Deutschen Reichskirche wurde beschlossen und durch die kaiserliche Unterschrift vom 27. April 1803 als Reichsgesetz erklärt. Bereits am 15. Oktober 1802 erhielten Abt und Konvent in Beuron die Mitteilung, daß das Stift dem Fürsten Anton Aloys von Hohenzollern-Sigmaringen als Entschädigung für in den Niederlanden verlorenen Besitz übereignet sei.

Am 23. Oktober ging das Chorherrenstift rechtlich in den Besitz des Hauses Hohenzollern über. Die Zahl der Untertanen betrug damals in Bärenthal 391 Personen, auf dem Steighof 13 und auf dem Reinfelderhof 14. In Beuron waren es der Prälat und 15 Chorherren, ferner weitere 93 Personen, die im Dienst des Klosters standen. Die Vereidigung der Untertanen fand am 17. Dezember statt. Ein Dekret des Fürsten regelte die Pensionen des Prälaten und der Kapitularen. Dem Abt blieb weiterhin eine gewisse Disziplinargewalt über die Chorherren, ferner die Aufsicht über die Seelsorge in den bisher verwalteten Pfarreien. Der letzte Kanzleidirektor und sein Sekretär wurden in das fürstliche Obervogteiamt übernommen. Die Pfarrei Bärenthal wurde seit 1818 von einem Weltpriester betreut. Der Beuroner Chorherr Romuald Bock verließ 1820 das Stift und übernahm in Liggers-

dorf die Marienkaplanei. 1828 zog er sich in seine Heimat Ochsenhausen zurück, wo er als letzter der Beuroner Chorherren am 19. April 1835 starb. Der Prälat Dominicus Mayer verschied in Beuron am 7. Oktober 1823. Seine Grabstätte befindet sich in der Stiftskirche rückwärts im Mittelgang. Ein Epitaph am letzten Südpfeiler hält die Erinnerung an ihn fest. Bereits am 3. November 1807 hatte die katholische Kirchengemeinde St. Jakob in Pfullendorf die große Orgel des Klosters käuflich erworben. 1823 erfolgte die Auflösung der Klosterbibliothek. Angeblich unbrauchbare Bücher wurden als Makulatur gewichtweise verkauft. Ein Rest wanderte nach Sigmaringen. Schließlich wurde am 12. August 1872 der Hochaltar J. A. Feuchtmayers unter still-

schweigender Duldung der neuen Klostergemeinschaft durch Peter Lenz zerstört.

Im April 1862 schrieb Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen aus Düsseldorf an Erzbischof Hermann v. Vicari in Freiburg i. Br., daß es ihm ein „Herzensbedürfnis“ sei, wenn das alte Kloster wieder seiner Bestimmung zurückgegeben werden könnte. Die Augustiner-Chorherren sind allerdings nicht wieder gekommen, aber die neuen Benediktiner in Beuron haben mit der Betreuung der näheren und weiteren Landschaft ein altes Erbe im Geist der Augustiner-Chorherren übernommen.

Abb. S. 1 ist, mit freundlicher Genehmigung des Verlags, dem Band „Hohenzollern in alten Ansichten“, Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen, entnommen.

KARL SIEGFRIED BADER

Die Burg Wildenstein *Ursprünge – Sinnwechsel – Vermächtnis**

Die dem Zürcher Rechtshistoriker zugeordnete Aufgabe, anlässlich der Neunhundert-Jahrfeier über die Burg Wildenstein zu sprechen, führte den Redner keineswegs in Neuland. In der benachbarten Baar aufgewachsen, ist er früh, als Donaueschinger Gymnasiast, als Feriengast bei den Meßkircher Bekannten und als zeitweiliger Musikschüler in Beuron mit dem Wildenstein und seinen damaligen Wirtsleuten in Berührung gekommen. Mit der Geschichte der Zimmerischen Herrschaft Meßkirch hatte er sich als langjähriger Archivar des Hauses Fürstenberg, des damaligen Burgbesitzers, häufig auseinandersetzen, ebenso mit Quellen- und Stellenwert der berühmtesten, erst in den letzten Jahrzehnten in ihrer ganzen kulturhistorischen Bedeutung erkannten Zimmerischen Chronik, und nicht zuletzt einige prächtige Gestalten aus dem Hause Fürstenberg-Meßkirch, Erbe der Grafen und Herren von Zimmern zogen den Blick des Landeshistorikers auf sich. So brauchte es sich nicht darum zu handeln, in aller Eile umfangreiche neue Studien anzustellen. Da aber gewünscht worden war, neben der Burg die Gemeinde Leibertingen nicht ganz außer acht zu lassen, so lag es nahe, die Ausführungen unter ein dem Anlaß entsprechendes Motto zu stellen und dem Titel „Die Burg Wildenstein“ den Untertitel „*Ursprünge, Sinnwandel, Vermächtnis*“ beizufügen. Das wird davor bewahren, in übereiliger Verkürzung eine Vielzahl von Daten und Namen, Irrungen und Wirrungen, aneinander zu reihen, und dazu zwingen, aus der Sicht des Verfassungs- und Landeshistorikers den *Verbund mit der die Burg umgebenden Landschaft* herzustellen.

Als der *Name* der Burg Wildenstein vor 900 Jahren erstmals einem uns erhaltenen schriftlichen Zeugnis anvertraut wurde, war der Gegenstand selbst, eben die Burg, schon da. Das ist ja bei den meisten Ortsjubiläen, an denen es unserer Zeit nicht mangelt, so – und nicht zuletzt darin liegt für den Historiker die Schwierigkeit, die wirklichen Ursprünge zu erkennen: wird eine Burg, eine Stadt, ein Dorf oder ein Hof urkundlich erwähnt, dann geht es so gut wie nie um den eigentlichen Gründungsvorgang, sondern bereits um eine Funktion – und sei es auch nur, wie in unserem Fall, die, einen Grenzpunkt für den Sprengel des alten Augustiner-Chorherrenstifts Beuron herzugeben. Nicht einmal der Name gibt besonders viel her: es gibt zwischen dem Alpenvorland und dem

Neckarraum mehrere Burgen „Wildenstein“ und das Kennwort „wild“ begegnet uns, wir kommen noch kurz darauf zurück, bei einer längst abgegangenen Nachbarburg, der Burgstelle „Wildenfels“ – eine Namengebung, die im wildzerklüfteten oberen Donautal nicht zu überraschen braucht. Für die größere *Heuberglandschaft* ist der Name „Wildenstein“ aber nicht bestimmend geworden, auch wenn sich im Laufe der Zeit um die Burg herum eine kleine „Herrschaft Wildenstein“ – mit Leibertingen, Lengenfeld und Kreenheinstetten – als Anhängsel zur Herrschaft Gutenberg bzw. zur Herrschaft Meßkirch bildete. Die ältesten Zeugnisse sprechen von der „Goldineshuntare“, einem schwer deutbaren Raumgebilde; im 11. Jahrhundert, also in der Zeit, in der unser Wildenstein genannt wird, gehört der Raum zum sogenannten „pagus Ratoldi“ („Ratoldsbuch“), der aber bald wieder verschwindet und dem Namen einer „Grafschaft Rohrdorf“ Platz macht. Zu einem Rechtsbegriff „Heuberg“ ist es nie gekommen, vermutlich schon deswegen, weil es an Heubergen im Donau-Neckarraum auch sonst nicht mangelt. Überhaupt haftet unserem Raum in der politischen Zuteilung, wie ich jüngst bei einem Meßkircher Vortrag darlegte, etwas Unbestimmtes an, er hat sich bald mehr dem Bodensee-, bald dem Raum der Schwäbischen Alb genähert. Das herrschaftliche Durcheinander, das uns in der vorzimmerischen Zeit des Spätmittelalters begegnet, geht zum Teil auf diese Schwankungen zurück.

Nun vollzieht sich rund um das Jahr 1000 eine in vielen Beziehungen auffällige Entwicklung. Große und kleine Herren, Grafen, freie Herren und ihre Dienstleute, verlassen ihren gutsherrlichen Hof im Rahmen der Dorfsiedlung und begeben sich auf einen Berg, die Zeit der sogenannten „Höhenburgen“ hat begonnen. Dafür gibt es in der Forschung mehrere Gründe: der wichtigste ist zweifelsohne strategischer und wehrgeschichtlicher Art. Das Rittertum trennt sich vom Bauernstand, verläßt den engen Dorfraum und siedelt sich, wo es die natürlichen Verhältnisse nur je zulassen, auf Bergnasen, Felsvorsprüngen oder sonst zur Verteidigung geeigneten Hochsitzen an. Das geschieht häufig nicht vom Einzelfall her: wir finden am Rande größerer Täler ganze *Burgsysteme*, teils aufeinander zu, teils gegeneinander gerichtet. Dies ist auch in unserem Donautal der Fall; nur läßt die so-



Burg Wildenstein. Gemälde aus der Ausstellung zur 900-Jahr-Feier.

Foto: Schwäbische Zeitung Sigmaringen, L. Frick

eben schon angedeutete Unsicherheit der politisch-herrschaftlichen Bezüge die Zuordnung schwer erkennen. Bei unserem „Wildenstein“ jedenfalls bleibt es unsicher, welchem größeren Herrschaftsgebilde sich die Erbauer, die ältest bezeugten *Herren von Wildenstein*, zuzählten – vielleicht der genannten Herrschaft der Grafen von Rohrdorf-Meißkirch, vielleicht waren sie sogar Einzeltäter, wozu ihnen immerhin ihr edelfreier Stand die Möglichkeit bot. Zusammenhänge kann man für die Zeit der Jahrtausendwende oft an den Namen – zu ergänzen: Vornamen, denn eigentliche feste Geschlechtsnamen gab es noch nicht – erkennen. Unsere Herren von Wildenstein tragen merkwürdige Namen wie *Adilgot-Algot* oder *Eigelhart*, und wenn einmal einer der älteren *Friedrich* heißt, läßt sich damit so wenig anfangen wie bei den zahllosen „Hinz und Kunz“, den Heinrichen und Rudolfen unseres schwäbischen Adels. Die gegenwärtige Forschung, die sich mit der sogenannten Adels Herrschaft beschäftigt, findet da also noch einiges zu tun.

Eindeutig ist, was die Herren mit dem Bau ihrer Bergfeste auf dem „wilden Stein“ bezweckten; eindeutig damit aber auch die ursprüngliche Bedeutung einer räumlich eingegrenzten, aber besonders sicher abgeschützten Burg: Schutz für sich selbst und für politische Freunde in der fehdereichen Zeit des Investiturstreites, wo alles in zwei Lagern, dem päpstlichen oder kaiserlichen, stand; Schutz wohl auch für Leute ihrer Ortsherrschaft, soweit für diese Platz vorhanden war. Dies führt dann alsbald zu einer Doppelfrage: welche Orte gehörten zu diesem Schutzverband und (zweitens) von wo aus waren diese ältesten Wildensteiner auf den Berg gezogen? Obwohl unsere Quellen darüber schweigen, lassen sich doch bestimmte oder doch haltbare Antworten geben. Als „locus

a qua“, als älterer Herrnsitz läßt sich der so nahe gelegene, alte ington-Ort, *Leibertingen*, erkennen. Es gehört zu den jüngsten Erkenntnissen der verfassungsgeschichtlich ausgerichteten Burgenforschung, wie sie neuerdings in dem großen Burgenwerk des Konstanzer Kreises für mittelalterliche Geschichtsforschung erbracht worden sind, daß eine Adelsfamilie nicht völlig frei über den Standort ihrer Burg zu bestimmen hatte. Wenn sie aus dem genossenschaftlichen Markverband mit seinen agrarrechtlichen Bindungen, der auch für sie gültigen Zeltwirtschaft, ausscheren wollte, mußte sie nutzungsrechtliches Randgebiet, Wald- und Weidland, in Anspruch nehmen und sich dabei mit der Dorfgemeinschaft vertragen. So wurde dann ein sogenannter Einfang oder Bifang geschaffen, der vom Beweidungsrecht der Nutzgenossen ausgenommen wurde. Zur Burg Wildenstein gehört noch Jahrhunderte hindurch neben dem grundherrlichen Hof der Kirchensatz mit dem Wittum, dem Pfründgut, zu Leibertingen eben ein solcher Bifang, und die Ortsherrschaft, die mit einem solchen Hof mit Zwing und Bann verbunden war, „hört“, wie die Quellen sagen, „in die Burg zu Wildenstein“. Sie machte auch getreulich die Teilungen mit, die später den Burgbesitz zersplitterten, die Verbindung als solche aber blieb bestehen.

Inzwischen war die den Herren von Wildenstein beschiedene Zeit abgelaufen, ihr Erbe traten die *Herren von Justingen* an, die Familie der „Anshelme“ – ein Vatersbruder hieß Anshelm, der Vater Anshelm nannte gleich zwei Söhne wieder Anshelm. Die Form des Übergangs ist uns nicht näher bekannt. Aber es beginnt sich eine neue Phase, Sinnwandel der Burg, abzuzeichnen: Wildenstein wird zur Nebenburg und nur eine der Lini-

en nennt sich nach dem Wildenstein. Große Heldentaten haben die Justinger auf Wildenstein nicht vollbracht; zur Ausstattung von Brüdern, die in den geistlichen Stand traten, wurden Teile der Herrschaft, u. a. Güter in Leibertingen, an Kloster Beuron verkauft, und es machen sich Anzeichen einer Spekulation mit Burgteilen bemerkbar, die später, als die Justinger durch die von Ramsberg abgelöst wurden, zum Hin- und Herschieben von Burgteilen, zur Aufnahme von Mitgliedern weiterer Familien, zu Verpfändungen und Lehnsgeschäften führten. Eine wichtige urkundliche Nachricht ist aber aus der Anfangszeit der Justinger auf Wildenstein nachzutragen: man horcht, zumal in Kenntnis späterer Vorgänge, auf, wenn 1275, wieder einmal in einen Prozeß zwischen den Burginhabern und dem Beuroner Chorherrenstift wegen der Grenzen im Gebiet des Berges Wildenstein, vom „mons Wildenstein cum suburbio“ die Rede ist. „Suburbium“: das ist eine Vorburg stadähnlichen Charakters, eine Bürgerweiterung, die auf dem Felsengelände selbst nicht möglich war. Dort stehen 1275 Häuser mit „hominibus ibidem locatis“, d. h. auf dem Vorplatz angesiedelten Burgleuten, die Beuron den Zehnten zu geben haben. Man denke an die in das 17. Jahrhundert zurückgehende Ortssage, wonach Leibertingen einmal eine Stadt gewesen sei, auch an den Bericht der Zimmerischen Chronik des 16. Jahrhunderts, daß Gottfried Wilhelm von Zimmern, der Bauherr, Leimsieder und Eigenbrötler, anstelle der zunächst geplanten Neustadt-Anlage die Burgvorbauten errichtet habe. Noch früher, 1416, wird anlässlich eines Pfandgeschäfts, nun schon unter Beteiligung des Inhabers einer Burghälfte, des Hans von Zimmern, die „Wiese genannt die Stat“ einbezogen; die engere Burghofstatt, d. h. der Platz der Burg selbst ist das nicht, denn es heißt, daß dazwischen Äcker gelegen seien. Für uns ergibt sich aus den Nachrichten, daß im 13. Jahrhundert, in einer Epoche der Gründung von Klein- und Kümmerstädten, ein suburbium, ein vorstadtähnliches Gebilde vorhanden war, und daß, als dieses den Herrschaftswechsels, Fehden und Bränden zum Opfer gefallen war, immer wieder, bis in die späte zimmerische Zeit, daran gedacht wurde, der drückenden Enge des inneren Burgraumes zu entgehen und eine Vorstadt, französisch fauburg, auf der Hochfläche anzulegen. Geworden oder geblieben ist daraus nichts; während anderswo in der Nachbarschaft, erinnert sei an Mühlheim und Fridingen im Donautal oberhalb von Beuron, an Tengen und Blumenfeld im nahen Hegau, solche Vorstädte, wenn auch Kümmerstädte im Sinne der Stadtgeschichtsforschung, Bestand hatten, hat Gottfried Werner von Zimmern das angesichts der Lage von Wildenstein einzig richtige getan: die Burg selbst durch ein – damals hochmodernes – System von Bastionen und Gräben gegen die schwache Hochseite abzuschirmen.

Damit sind wir bereits bei der *Zimmerischen Epoche*, der *Hochzeit* Wildensteins, angekommen und haben all die Zwischenglieder, die auf Justingen und Ramsberg folgten, die Schenken von Stauffenberg u. a., großzügig übergangen. Daß im Pfalzgrafenkrieg dem fernen Pfalzgrafen bei Rhein ein Lehnrecht eingeräumt werden mußte, zeigt nur, wie stark Kräfte von außen her in den Wirrwarr eingreifen konnten, um auch hier einen Fuß im Trubel der Gan- und Teilerben drin zu haben. Dem Zimmerischen Geschick gelang es, die Wässer auf die eigene Mühle zu leiten: Das aus dem Neckarraum stammende, zunächst wenig bedeutende Geschlecht der Freien Herren von Zimmern baute sich, allen Widerständen von zollerischer und sonstiger Seite trotzend, die Herrschaft Meßkirch aus, und selbst dieser gegenüber spielte

der Wildenstein in Notzeiten von Krieg, Aufruhr und Pest die Rolle der Zufluchtstätte.

Mehr im Vorbeigehen sei an etwas erinnert, das dem Urkundenleser immer wieder Schwierigkeiten bereitet. Durch fast zwei Jahrhunderte hindurch nennen sich jüngere Mitglieder des freiherrlichen Hauses *Wartenberg*, Gründer der Städte Tuttlingen und Geisingen und des Klosters Amtenhausen, in Dutzenden von Urkunden Freiherren von Wartenberg-Wildenstein. Aber eigentliche Inhaber unserer Burg Wildenstein waren die Wartenberger, ehemals Landgrafen in der Baar und nachmals Hofrichter an Stelle ihrer Verwandten, der Grafen von Sulz, nie. Einer ihrer Mannen saß auf der Kleinfeste Wildenfels; mag sein, daß diese in der Nähe von Thiergarten zu suchende Burgstatt einmal Dependenz von Wildenstein war. Beziehungen zur alten Familie von Wildenstein sind nicht nachweisbar, immerhin gibt es bei den Wartenbergern Namen, die an jene Gründerfamilie erinnern, und ganz auszuschließen ist die Möglichkeit nicht, daß ehemals einmal die Sulz-Wartenberger mit den alten Wildensteinern ahnengeschichtlich zu tun hatten. Wir erwähnen diese im Dunkel gehüllte Verbindung mehr, um zu zeigen, wie bei einer adligen Familie der Beinamen „von Wildenstein“ fast so etwas wie ein mythisches Symbol geworden ist.

Über die *Zimmerische Epoche* unterrichtet den Besucher der heutigen Burg der hübsche kleine Führer – jeden historisch Interessierten ein reiches Schrifttum über die Familie der Grafen von Zimmern. Daß darin die Zimmerische Chronik eine beherrschende Rolle spielt, ist unverkennbar und darf hier auch nochmals mit Nachdruck betont werden, weil unsere Burg neben dem damals bescheidenen Schloß zu Meßkirch ja im Brennpunkt des chronistischen Interesses steht. Die beiden letzten Generationen des gräflichen Geschlechts haben die Herrschaft Meßkirch konsolidiert und ihr den festen Platz in der Vielzahl schwäbischer Kleinstaaten zugewiesen. Das gilt für den Verfasser der Chronik, den Grafen Froben Christoph, selbst; es gilt bei anderer Zielrichtung auch für den letzten Zimmern, den Grafen Wilhelm, mit dem ein neuzeitlich-rationalistischer Zug in die Geschichte des Ländchens kommt. Erinnern wir uns nur daran, daß damals zum ersten Mal an die industrielle Nutzung des Waldes gedacht und in Leibertingen eine für ihre Zeit bemerkenswert leistungsfähige Glashütte betrieben wurde, die allerdings – gerade die Glashütten waren „waldfressende“ Gewerbe – den Wäldern schwer zusetzte. Aus der Glashütte ist der Weiler Lengelfeld hervorgegangen, sie hat auch das Naturbild der Landschaft bis heute beeinflusst.

Liegt hier ein weiterer Sinnwandel der eng in die Gemehnisse einbezogenen Burg, dann setzt – nach dem kurzen helfensteinischen Zwischenspiel – der Übergang an das Haus Fürstenberg wiederum neue Noten. Wildenstein ist im fürstenbergischen Staatswesen, zumal nach dem Aussterben der selbständigen Linie Fürstenberg-Meßkirch, immer mehr zu einer herrschaftlichen Randerscheinung geworden. Der Burgvogt, der auf Wildenstein saß, war nur ein nachgeordneter Beamter. Ihn brauchte man als Hüter, wenn man in Kriegszeiten Schätze auf die sichere Burg Wildenstein flüchtete. Er und sein bescheidenes soldatisches Gefolge konnten im Dreißigjährigen Krieg eine dauerhafte Besetzung durch die schwedische Partei verhindern. Sogar als Staatsgefängnis hat die Burg nach 1745 ihre Rolle verloren, als in Hüfingen ein – für damalige Verhältnisse modernes – Zucht- und Arbeitshaus eingerichtet wurde; nur Untersuchungsgefangene hat man in schwereren Kriminalfällen noch der Hut des Burgvogtes anvertraut. Mehr als



Burg Wildenstein. Gemälde von Doris Irmeler-Stauss.

Foto: Schwäbische Zeitung Sigmaringen, L. Frick

einmal haben öde Rationalisten unter den fürstlichen Oberbeamten mit dem Gedanken gespielt, das „unnütze“, lediglich Baukosten verursachende Burgschloß schleifen zu lassen. Es waren Mitglieder der Familie Fürstenberg selbst, die das verhindert haben, auch wenn das spät hinzuerworbene Werenwag als Nebenwohnsitz in höherer Gunst stand. Wildenstein, seine Burgkapelle und das Werk des Meisters von Meßkirch sind in der Gedankenwelt der fürstlichen Familie des 18. und 19. Jahrhunderts zum Vermächtnis geworden. Zum Schutz gegen den Verfall wurde immer wieder das Nötige, wenn auch – in Anbetracht anderer Verpflichtungen, etwa gegenüber dem Prachtbau des Renaissance-Schlusses Heiligenberg – oft nur das Allernötigste vorgekehrt. Immerhin wurden zu Anfang unseres Jahrhunderts, das auch die eigentliche Wiederentdeckung des Meisters von Meßkirch und seines Wildensteiner Altars brachte, die Wandmalereien aufgefrischt.

Als der Gymnasiast Bader mit seinen Donaueschinger Kompenälern in den zwanziger Jahren die im Residenz-

ort selbst verbotene Kneipe gelegentlich in die Gastwirtschaft auf Wildenstein verlegte, war man bereits Vorläufer der Jugendherberge. Von nun an gehörte die Burg im funktionellen Sinne, wenn man so will, bereits der Jugend. Es mag den altgewordenen Mann etwas zeitgenössische Nostalgie ankommen, wenn er den Wildenstein im neuen Gewand wieder sieht. Er wird dennoch nicht zögern, dem Landesverband Schwaben des Deutschen Jugendherbergswerkes Dank und Anerkennung zu zollen für den Entschluß, die Burg Wildenstein zu erwerben und zu einem Schmuckstück auszubauen – Dank zu sagen auch dafür, daß der Verband, zusammen mit der Gemeinde Leibertingen, das überkommene Vermächtnis im Jubiläumsjahr 1977 in würdiger Weise gefeiert hat.

* Vortrag von Professor Dr. Karl Siegfried Bader aus Zürich anlässlich der 900-Jahrfeier der Burg Wildenstein/Donautal, veranstaltet vom Deutschen Jugendherbergswerk und der Gemeinde Leibertingen, gehalten am 19. Mai 1977 im Burghof Wildenstein.

JOHANN ADAM KRAUS

Kay: Teil einer Burgbefestigung?

Als im Jahre 1438 das Kloster St. Georgen auf dem Schwarzwald seine Güter in Owingen, Stetten, Grosseltingen und Weildorf um 1700 rheinische Gulden an Konrad von Bubenhofen verkaufte¹, war auch der im Bann von Stetten (nicht Weildorf) gelegene Kayhof dabei samt einem Hof zu Weildorf. Man fragt sich: Was war das für ein Hof, der Kayhof?

Nach Karl Fr. Eisele habe hier das klösterliche Ortsgericht getagt², doch begründet er diese Angabe nicht. Vielleicht lassen sich aus dem Namen Kay Schlüsse ziehen. Man kennt dieses Wort in verschiedenen Schreib-

oder Wortformen Kay, Kai, Koi, Khai, Ghai, Gehei³. Zwischen Schlatt und Beuren gibt es einen Ghaikopf, der noch nicht untersucht ist. Dort liegende Güter wurden im Jahre 1285 in einer Klosterurkunde von Stetten bei Hechingen unter dem Namen Ghay erwähnt. Diese Örtlichkeit hat s. Z. Ludwig Schmid irrig in das Dorf Kayh bei Entringen-Tübingen verlegt. Sie hieß dann 1398 und 1475 Kay bei Beuren-Schlatt. Das genannte Dorf Kayh enthält wohl den gleichen Wortstamm (ca. 1200 Gayh geschrieben), ebenso der 1360 genannte Hof Kayenberg im Bezirk Gaildorf und andere Kay-Namen bis ins Bay-

rische hinein. Ein Kay in unserer engeren Heimat ist 1406 in Nähe von Burladingen erwähnt⁴, wo ein Hans von Maingingen einen zollerischen Hof der früheren „Herren von Burladingen“ innehatte und aus einer Wiese „Uff Kay“ jährlich 4 Schilling Heller zinst. Da diese Wiese offenbar auf der Höhe lag, mag man sie bei der ehemaligen Falkenburg über der Straße nach Stetten vermuten. Ein Kaitli bei Gurtweil scheint wegen des T nicht hierher zu gehören, ebenso ein Weiler Kau bei Unter-Meckenbeuren, dessen Name wohl aus Gehau, also Waldrodung, um 1780 entstand. Die Wälder „Gehae“ von 1293⁵ scheinen gehegt bzw. eingezäunt gewesen zu sein.

Sowohl Michel R. Buck 1880 als auch das Flurnamenbuch der württembergischen Landesstelle für Volkskunde 1958 bezeichnen die urkundliche Schreibung Kay, Kai, Ghäu als falsch und nur Ghai als richtig, worauf das Landesvermessungsamt Baden-Württemberg alle neuen Karten entsprechend umänderte. Infolgedessen findet man jetzt bei Salmendingen in unmittelbarer Nähe der früheren Burg oberhalb des Dorfes den Namen Ghaihalde, während die Stelle urkundlich um 1525/30 Kai und Kay, 1698 dann Khayh geschrieben ist⁶, im Volksmund aber „Uf Koi“ heißt. Auch im benachbarten Ringingen ist noch 1677 der Name Khay für die Gegend direkt unter der ehemaligen Burg auf dem Nehberg, also bei den Häusern Nr. 88–90 unter dem Hohlweg überliefert, die „Im Khay“ standen.

Nach den Flurnamenforschern Michel Buck, Remig Vollmann (1925) und Josef Schnetz (1952) sei statt der Bezeichnung Kai das mittelhochdeutsche Wort Hag über Gehege zu Gehai geworden und bedeute soviel als Schutzzaun, Einfriedung, Zufluchtsort, Schutzwehr. Welche Bedeutung im Einzelnen nun die zutreffende wäre, ist heute schwer zu entscheiden. Der Kayhof bei Stetten wird somit in besonders auffälliger Weise ein umzäunter oder befestigter Hof gewesen sein, zumal er außerhalb des Dorfes gesucht werden muß. Ein einfacher Zaun wird schwerlich den Namen Kayhof verursacht haben!

Höchst interessant für die Schreibart Kay ist nun die

Tatsache, daß der Begriff Kai oder cai (was ja nicht Zai gesprochen wird!) in uralte vorgermanische Zeit zurückreicht und schon in früheren Sprachen vorkommt, so daß die Fortbildung Gehei zu Ghai bzw. Gehege zu Kay nicht immer naheliegt, vielmehr die ältere Form durchzuschimmern scheint. Sind doch im 8. Jahrhundert in unserer Gegend (in Willmandingen) keltische Bevölkerungsreste als Relikte (oder aus Zwangsverpflanzung?) nachweisbar und in der Umgegend auch sonst zu vermuten. Badische Forscher (z. B. Kleiber) nehmen für abgelegene Schwarzwaldtäler noch lange vorgermanische Volksreste an. Im Altgallischen bedeutete das Wort caii eine Schranke oder Barriere, im Altkeltischen caio eine Umwallung, im Altbretonischen caium im 5. Jahrhundert eine Schanzanlage oder Schutzwehr, das kornische ke ein Gehege, das kymerische cae eine Zaunwehr, und im Isländischen war hai ein Pfahl oder Palisade. Daneben steht althochdeutsch haia (chaia, kaia) als Einfriedung, Bollwerk und Verhau. Aus dem keltischen caio wurde der französische Quai in der Bedeutung „Damm am Wasser“ und daraus der Ufer-Kai der Seehäfen im 17. Jahrhundert⁷. Karl hat im Jahr 864 in seinem Westreich den Befehl gegeben, daß alle castella et firmitates et hajae (Burgen, Festungen und Bollwerke), die ohne königliche Erlaubnis errichtet waren, geschleift werden müßten!

Es besteht somit die Möglichkeit, ja der begründete Verdacht, daß das Khay an der Ringinger und Salmendinger Burgstelle und am Kayhof bei Stetten/Haigerloch und vielleicht anderswo nicht nur einen einfachen Hekkenzaun bedeutete, sondern eine regelrechte Bastion, einen Teil der Burgbefestigung. Darauf sollte auch der Kaykopf bei Schlatt einmal genauer untersucht werden, was für Heimatfreunde eine lohnende Aufgabe darstellen könnte. Dasselbe gilt bezüglich des Kayhofes bei Stetten, dessen Geschichte und genauer Standort näher zu erforschen wären.

¹ Zollerheimat 1940, 1–3. ² Eisele, Studien zur Gesch. d. Grafsch. Zollern 1956, 21. ³ Hohz. Heimat 1972, 28. ⁴ Bickelspergs zollerisches Lagerbuch 1941, 99. ⁵ Mon. Hohenbg. Nr. 142. ⁶ HH 1963, 28. ⁷ Kluge-Mitzka, Etymol. WB d. dtsh. Sprache 1963, 280.

GERD SCHOLLIAN

Römischer Gutshof entdeckt

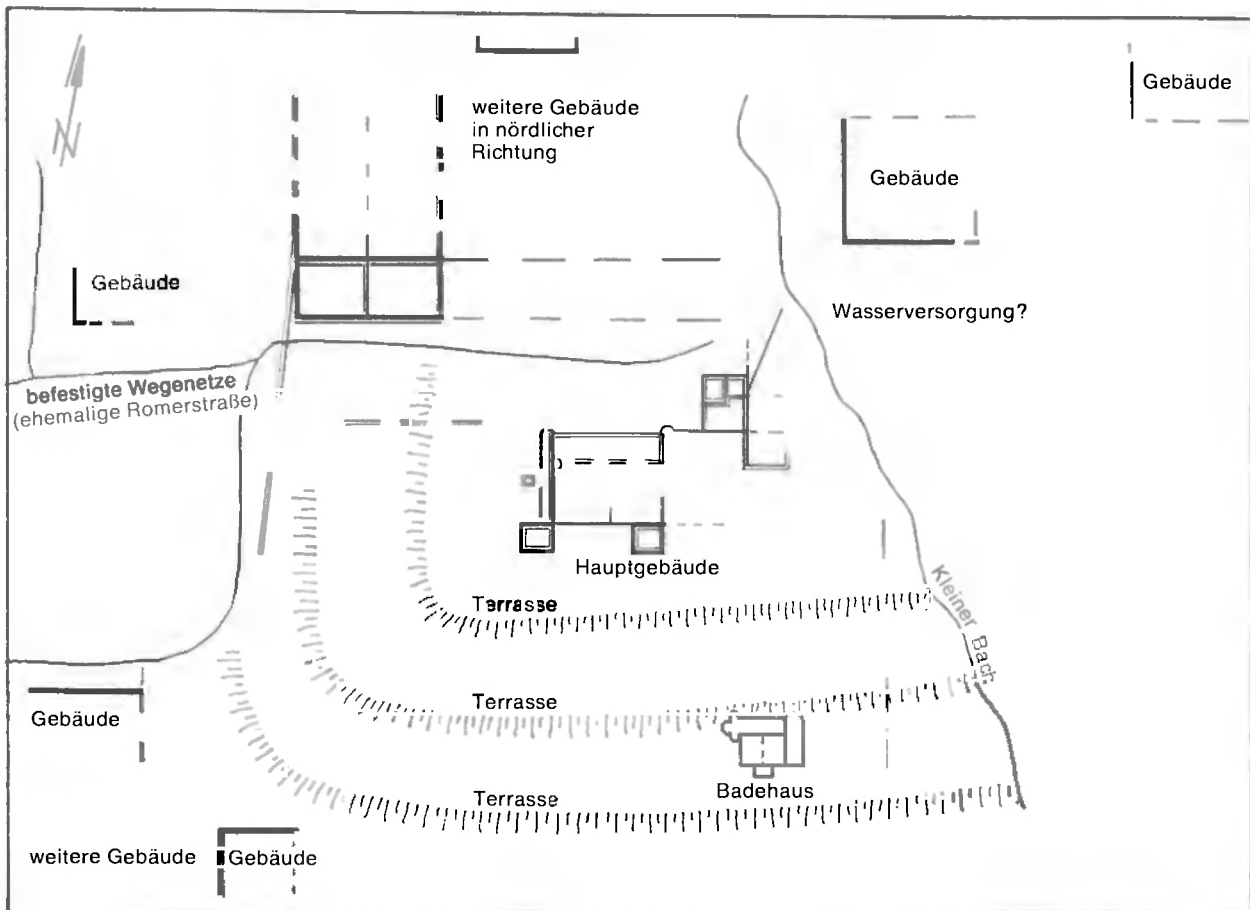
Auf der Suche nach den gebäulichen Überresten von Weilern der im 13 bis 16. Jahrhundert in Stein begüterten Adelsgeschlechter, der Walger, von Ow, von Staufenberg u. a., die in den Gewannen Azelisgarten, Schönrain Tufelbach vermutet wurden, ist Ortsvorsteher Gerd Schollian aus Hechingen-Stein im Jahre 1976 auf einen der größten und besterhaltensten und bisher völlig unbekanntem römischen Gutshof gestoßen.

Die merkwürdige terrassenförmige Bodenformation, die im oberen Teil durch gleichmäßig angeordnete Vertiefungen endete, veranlaßte Schollian im dortigen Bereich Grabungen durchzuführen. Der Erfolg war verblüffend – Gebrauchskeramik, Terra sigillata in großen Mengen, Gebrauchswerkzeuge aller Art, Mauern bis zu 1 m Dicke, kamen zutage. Nach Hinzuziehung des Landesdenkmalamtes Tübingen wurde Schollian beauftragt, durch

Querschnitte die etwaige Größe der Anlage festzustellen. Auch hier war das Ergebnis von besonderer Bedeutung. Die teilweise freigelegten Mauerreste des Hauptgebäudes „Portikus-Villa“ ergaben eine Länge von ca. 70 m und eine Breite von 53 m. Die Mauern sind in südlicher Richtung heute noch bis zu 2,50 m hoch; dies ist um so verblüffender, daß die Mauern nur wenige Zentimeter unter der Erdoberfläche liegen.

Ca. 100 m südlich des Hauptgebäudes entdeckte Schollian im Herbst 1976 ein Badehaus mit einer Größe von 23 auf 20 m. Durch exakte Forschung dürfte neben den bisher festgestellten weiteren 7 Nebengebäuden auf einer Gesamtfläche von ca. 8 ha noch einiges zu finden sein.

Aufgrund der zahlreichen Fundstücke sowie der immensen Größe der Anlage hat sich das Landesdenkmalamt Tübingen entschlossen ab April dieses Jahres mit der



Grabungsgelände in Hechingen-Stein

Zeichnung: G. Schollian

Freilegung des Hauptgebäudes zu beginnen. Stufenweise sollen dann je nach Grabungsfortschritt jährlich weitere Grabungen erfolgen.

Der von Ortsvorsteher Schollian ins Leben gerufene „Förderverein zur Erforschung und Erhaltung der Kulturdenkmale Stein“ hat es sich zur Aufgabe gemacht, die freigelegten Gebäude zu restaurieren und zu konservieren, um sie der Nachwelt zu erhalten.

Wer waren die Römer, die hier gewohnt haben?

Süddeutschland und weitere andere Gebiete galten als die Heimat der Kelten. Der Einfall der Römer und damit die Besetzung unseres Landes geschah unter Kaiser Domitian. Unter Kaiser Domitian wurden um 85 n. Chr. die beiden germanischen Heeresbezirke am Rhein, des unteren Heeres in die Provinz Niedergermanien und des oberen Bezirks in die Provinz Obergermanien mit Sitz des Statthalters in Mainz umgewandelt. Damit begann für das Land hinter dem Limes die Zivilverwaltung mit römischer Prägung. Eng verwandt dürfte die Anlage in Stein mit der Stadt „Sumelocenna“, dem heutigen Rotenburg sein.

Bei der Neubildung der Provinzen pflegten die Römer um die hier lebende Bevölkerung an die Art der römischen Verwaltung zu gewöhnen, dieser nach und nach eine Selbstverwaltung zu gestatten. Grund und Boden gehörten der kaiserlichen Domäne, konnte aber von den hiesigen Urbewohnern angepachtet und bewirtschaftet werden. Die freie Bevölkerung war Bürger mit römischem Bürgerrecht!

Neben den stadt- und dorfähnlichen Siedlungen, gab es eine weitere Siedlungsart, den Gutshof gen. Villa rustica.



Röm. Weinamphore, gefunden Oktober 1976 im röm. Gutshof Stein (Westecke)
Foto: Keidel



Röm. Kochkessel, gefunden am 18. 1. 1977 im Badehaus des röm. Gutshofs. Foto: Keidel

Was die Anlage in Stein betrifft, ist noch nicht endgültig geklärt um welche Art der Siedlung es sich hier handelt. Die Gutshöfe betrieben hauptsächlich Ackerbau, Viehzucht und oft das Töpferhandwerk. Die Höfe, so auch der in Stein, lagen zumeist an Südothängen mit Wasservorkommen und einer guten Sicht in die Flußtäler. Die Einzellege der Gutshöfe brachte es mit sich, daß die Bewohner die landwirtschaftlichen Produkte selbst verarbeiteten z. B. Milch zu Käse, Fleisch zu Wurst u. a. Die für die Bearbeitung der Böden notwendigen Geräte wurden in eigenen Schmieden hergestellt und repariert.

Mittelpunkt des Gutshofes war das Hauptgebäude, das nach dem Vorbild italienischer Baukunst jener Epoche – der Portikusvilla mit Eckkrisaliten – erstellt wurde. Das Hauptgebäude in Stein sowie alle Nebengebäude sind mit Buntsandstein aufgemauert. Als Mörtel diente ein Sand-Kalkgemisch. Die Dächer waren alle mit roten, selbstgebrannten Ziegeln belegt. Die Wände der Innenräume waren sauber verputzt und mit verschiedenen Farben und Ornamenten versehen. Ziegel wurden auch für die Unterboden- und Wandheizung verwendet.

Aus der Erkenntnis von Gesundheit und Hygiene hatten die Römer frühzeitig ein hochentwickeltes Badewesen. Die Badehäuser waren zumeist nach einem einheitlichen System gebaut – so auch das in Stein.

Das Badehaus in Stein war versehen mit einer guten Wasserversorgung aus dem nahen Hangbereich sowie mit einem ausgeklügelten Heizungssystem – der Hypokaustanlage. Gut sichtbar sind heute noch die Rundbögen, indem die Warmbäder untergebracht waren sowie der rote Wandverputz in allen Räumen.

Der Badevorgang der Römer lief wie folgt ab:

1. Betreten des Umkleideraumes
2. Kaltbad im südlich gelagerten Kaltwasserbecken
3. Aufsuchen des Schwitzbades (in den mittleren Räumen untergebracht)
4. Abkühlung im Laubad
5. Erholung im Warmbad (3 Räume)
6. Rückkehr zum Kaltbad (eintauchen in Kaltwasserbecken)
7. Wiederholung des Vorganges oder Beendigung

Fundstücke

Die bisherige Ausbeute an Funden der vorgenommenen Querschläge in den verschiedenen Gebäuden sind enorm. Gefunden wurden:

Sicheln, Bolzen, Pflugshare, 1 bronzenener Kochkessel 50 cm ϕ 30 hoch (sehr gut erhalten), Keramikfunde aller Art mit Schriftzeichen, Haarnadeln, Stricknadeln, Schlüs-

sel, Beschläge, Nägel, Glasteile aus Fenstern und Trinkbechern, Dach- und Wandziegel.

Die im Abbild gezeigte Weinamphore wurde im Oktober 1976 gefunden und vom Landesdenkmalamt Tübingen komplett wieder zusammengefügt.

Religion

Die Römer verehrten eine Vielzahl verschiedener Götter, u. a. Jupiter, Mars, Viktoria, Merkur, Herkules, Juno. Strenge Kultsätze regelten die einzelnen Formen der Opferbräuche, die von Gottheit zu Gottheit verschieden waren. Opferaltäre waren in jedem Gutshof untergebracht. Ob ein hier gefundenes Steinquadrat eine solche Kultstätte war, kann nicht eindeutig belegt werden.

Untergang des Gutshofes in Stein

Der Gutshof in Stein dürfte in den Jahren 233 – ca. 263 n. Chr. – durch Zerstörung und Brandschatzung untergegangen sein.

Unter Kaiser Severus Alexander wurden römische Truppen zum Schutze der östlichen Reichsgrenze nach Persien abgeordnet. Germanen an Nieder- und Mittelrhein griffen daraufhin prompt die verlassenen Grenzen an. Dies reizte auch die Alemannen zum Gegenschlag. In breiter Front überrannten sie im Jahre 233 n. Chr. den obergermanisch-rätischen Raum und drangen nach Westen



Erste Fundstelle Sommer 1976. Hier fand man die Weinamphore, sowie Keramik aller Art. Mauer noch ca. 150 cm hoch. Foto: Deuchert

und Süden bis zu den Alpen vor. Der Überfall der Alemannen auf das inzwischen hier friedfertige Volk hat wie ein Schock gewirkt. Sie versuchten zu fliehen. Diejenigen, die es nicht schafften, dürften umgebracht worden sein. Noch einmal geriet unser Land in römische Herrschaft. Diese mußte in den Jahren 259 bis 263 n. Chr. erneut Angriffe der Franken und Alemannen entgegensehen. Wiederum waren Brandschatzungen an der Tagesordnung.

Dies dürften die letzten Tage römischer Besiedlung in Stein gewesen sein. Daß der Gutshof abgebrannt ist, zeigen die vielen Brandspuren an den Grabungsstellen.

Was geschah nachher?

Nach der Vertreibung bzw. Ermordung der hier leben-

den Einwohner dürften die Alemannen noch einige Zeit hier verbracht haben. Was nicht zerstört wurde verfiel im Laufe der Zeit. Die hochstehende Kultur der Römer aber ging unter und machte wieder primitiveren Lebensformen Platz. Die Stellen aber, an denen das Hauptgebäude und das Badehaus standen, wurden bis zum heutigen Tage von sämtlichen nachfolgenden Generationen gemieden. Lediglich zum Häuserbau im frühen Mittelalter sind vereinzelt Steine aus dem Hauptgebäude gebrochen und verwendet worden.

Es kann bis heute nicht das Gegenteil bewiesen werden, daß meine These, der Name Stein rührt aus den ausgedehnten Steinrümmerfeldern der ehemaligen römischen Siedlung her, nicht stimmen kann. Sch.

FRITZ SCHEERER

Werden der Markung Engstlatt

Eingebettet in eine geschützte Mulde des Wertebachtals, zwischen den Vorbergen der Schwäbischen Alb liegt Engstlatt 522 m hoch. Der Name des Ortes wurde um 1130 erstmals urkundlich erwähnt: „Oudilhilde (Udilhild), comtessa de Zolron“, Gemahlin des Grafen Friedrich von Zollern und Tochter des Grafen Eginio II. von Urach, schenkte neben Kirchengeräten „unam huobam ad Stetin, unam ad Ingislatt, unam ad Harde, unam ad Striche, duas ad Danheim“ (eine Hube zu Stetten bei Haigerloch, eine zu Engstlatt, eine zu Hard, eine zu Streichen, zwei zu Thanheim) an die St. Nikolauskapelle des Klosters Zwiefalten¹. Eine Hube war ein Bauernhof mit Gütern, dessen Ertrag eine Familie ernähren konnte. „Harde“ wird als zwischen Engstlatt und Streichen gelegen aufgeführt. Falls die Aufzählung geographisch geordnet ist, wird es sich um Hard beim Ziegelwasen (bei Weilstetten) handeln, das um 1300 in einem St. Galler Rodel erwähnt wird und dann bald danach abgegangen ist. Wann diese Schenkungen dem Kloster Zwiefalten verlorengingen und in welche Hände sie kamen, ist nicht bekannt.

Name und Alter des Dorfes

1273 wird der Name von Engstlatt in einer zollerischen Urkunde „Engeslat“ geschrieben. Eberhard von Ihlingen (bei Horb) verkaufte hier einen Hof an das Kloster Offenhausen, wozu der Lehensherr Berthold von Falkenstein (bei Schramberg) das Obereigentumsrecht an das Kloster übergehen ließ². In der Verkaufsurkunde der Schalksburgherrschaft von 1403 und im 14. Jahrhundert in verschiedenen Schenkungen an das Kloster Stetten bei Hechingen heißt es immer „Engschlatt“. Über die Bedeutung des Namens ist schon oft gerätselt worden. Dr. Veit erklärte den Namen mit „enge (angi) Schlucht“ (slate zu schlagen) am Wertebach. Bild und Tatsache stimmen aber nicht ganz überein. Von einer Enge, einer Senke zwischen „Rain“ und „Kirchhügel“ läßt sich wohl noch reden, aber nicht von einer Schlucht. Das in Flur- und Ortsnamen häufig vorkommende „Schlatt“ (Schlatt im Killertal, Schlattwiese, 1540 „Amschlatt“ Markung Bisingen usw.) wird heute allgemein als Sumpfland gedeutet. Dies dürfte auch für Engstlatt stimmen.

Innerhalb des Dorfes, am Fuße des Kirchhügels wendet sich der Riedbach (Name!) nach Südwest und plätschert

dem Wertebach zu. Ried (Sumpf) heißen die rechten Uferländer des Baches: Dorfteil „Ried“, „Riedgärten“ 1600 am Abhang des Leimbergs, „Riedgasse“ eine Dorfstraße, „Riedhalde“ der langgestreckte, breite Nordhang zum Riedbach, namengebend für die einstige Zelge „Riedhalde“, „Riedweg“ der untere Saum der Riedhalde. Das Ried zieht sich also weit herein in das heutige Dorf. An das „Ried“ anstoßend ist „Brühl“, die Eisweiherwiesen der einstigen Kronenbrauerei. Ein „Brühl“ sind immer wasserreiche Wiesen, meistens im Besitz eines Orts- und Grundherrn. Das Grundwort „slat“ dürfte demnach klar sein, nämlich „sumpfiges Gelände“. Anders verhält es sich mit dem Bestimmungswort. Ob dies etwas mit „eng“ zu tun hat oder mit dem Personennamen „Ingi“, wie heute vielfach wegen der ursprünglichen Form des Ortsnamens (s. oben) angenommen wird, sei offen gelassen.

Dem Namen nach gehört Engstlatt nicht zu den älteren Siedlungen. Die Altsiedlungen endigen auf „ingen“ (Bisingen, Geislingen) und „heim“ (Thanheim, Digisheim), die der älteren Ausbauezeit auf „stetten“, „dorf“ (Ostdorf, Weildorf), „hofen“ (Steinhofen, Bubenhofen) und „hausen“ (Zillhausen, Anhausen) (s. unten). Wir haben es bei Engstlatt mit einer Stellenbezeichnung zu tun.

Bis zur Reformation bestanden für Engstlatt starke Beziehungen zu Bisingen und Steinhofen. Diese beiden Orte waren ursprünglich auch nach Balingen orientiert. Sie gebrauchten nicht das Hechinger, sondern das alte Balinger Maß (1 Viertel etwa 23 l) und das Burgmaß, also zwei Maßarten, die im Balinger Raum herrschend waren³. Bei den Flüssigkeitsmaßen sind die gleichen Unterscheidungen zu beobachten. Die Kellerei Balingen hatte noch 1560 zwei Güter zu Steinhofen mit 23 Jauchert Äcker und 6,25 Mannsmahd Wiesen. Auch ihren Zollhaber zahlten Steinhofen und Bisingen nach Balingen, wofür sie auf dem Balinger Markt zollfrei waren.

Von der angrenzenden Markung Bisingen entrichtete der Zelg „Hofen“ (s. unten) den Zehnten nach Engstlatt. Die Pfeffersche Erneuerung für die Grafschaft Zollern erwähnt folgendes unter der Zehntbeschreibung für Bisingen: „117,75 Jauchert in einem Öschlin, genannt auf Hofen in der Zelg Hochstraß, gehört aller Zehnt gen Engstlatt in den Laienzehnten“. 1435 hatten württembergische Untertanen zu Engstlatt (1403 württembergisch) Besitz im benachbarten Zollerischen und die Bisingen

ger und Steinhofener waren ihrerseits auf der Engstlatte Markung begütert⁴.

Die Engstlatte St. Peterskirche mag der Entstehung nach mit der Steinhofener Peterskirche zusammenhängen. Ihr Alter ist zwar nicht bekannt. Sie könnte aber von der Steinhofener Peterskirche aus gegründet worden sein und wäre dann jünger als diese. Peterskirchen wurden anderwärts schon nach 700 gegründet (Peterskirche Rangendingen 795 genannt). Die Pfarrei Engstlatte, die zum Landkapitel Haigerloch gehörte, wird 1275 erstmals erwähnt. Sie umfaßte nur den Flecken Engstlatte, höchstens noch das abgegangene Rohr (s. unten). Anders war es bei der Kirche zu Steinhofen, zu der die Kapelle St. Nikolaus zu Bisingen (Kaplanei 1312 durch „Walgerus de Bisingen und Hermanus dictus de Steinhofen“ gestiftet) als Filiale gehörte und zu der Teile von Thanheim, ausgenommen 5 Höfe, eingepfarrt waren.

Aus all dem darf angenommen werden, daß Engstlatte eine von Steinhofen oder Bisingen aus angelegte Ausbausiedlung ist, die spätestens ums Jahr 1000, vielleicht auch schon zwei bis drei Jahrhunderte früher gegründet wurde und zunächst nur ein kleiner Weiler war. Zum Beweis für eine solch späte Entstehungszeit sollen die Markung Engstlatte und ihre Bebauung etwas genauer betrachtet werden.

Die Markung

Der Kern des Ortes ist um die Kirche, die wie ein Wächter über dem Dorf thronet, und an der alten Landstraße zu suchen, der auch im Volksmund „Im Dorf“ genannt wird. Die Markung mit ihren 740 ha ergibt heute das Bild einer Keule, deren Griff sich im Südosten befindet (s. Zeichnung). Durch den von Südost nach Nordwest verlaufenden Wertebach wird sie in zwei nahezu gleichgroße Hälften geteilt. In reichem Maße wechseln freisichtige Höhen, glatte Ebenen und mannigfach geformte Erhebungen, so daß ein schmaler Ausschnitt aus der Stufenlandschaft des Schwarzen und Braunen Jura gebildet wird, der im Osten am Absturz des Hundsrück und Geißbergs mit einem Waldgebiet in 760 m Höhe beginnt und den tiefsten Punkt mit 476 m an der Wertebachmündung in die Eyach erreicht, also fast 300 m Höhenunterschied hat.

Viele Flurnamen lassen darauf schließen, daß große Teile der Markung einst Weide und Wald waren. Am auffallend aufragenden Netzenberg (Name von etzen = weiden) findet sich am Nordhang die „Hubhalde“ (Hub zu hauen), am Südhang die „Hard“ (= Weidewald). Nach Norden folgen „Rauhe Äcker“, „Ganze Häsel“, „Aftergreutle“ (Greute = das Gerodete), „Am Hägele“, alles Namen, die auf Weide und Wald, mindestens Buschwald hinweisen. Am Talbach (Unterlauf des Wertebachs so genannt) befindet sich das „Zwerenhölzle“ (Name von überzwerch). Die Namen „Talgreutle“ und „Blumenwiese“ hinter dem alten Friedhof deuten auf Gerodetes und auf eingehetzten Weidewald. In „Eselsloch“ (Mühle in der Nähe), „Ohmesloch“ (1534: Ameysloch) „Hundsloch“ und in der Nähe „Hürsten“ (Buschwald), „Hinter Lauen“ (1534: „hinter der lohen“) steckt loh = Wald. Das „Hölzle“ beim „Optenbühl“ (= ob dem Bühl) war ein kleiner Nutzungswald.

Wir sehen, die heutige Markung muß einst von einem Waldgürtel begrenzt gewesen sein, der vom heutigen zusammenhängenden Waldgebiet niedersteigend den Südrand der Markung umfaßte, durch das ganze Eyachtal ging und im Norden bis an den Klingenbach reichte. Nur in der Zelg „Riedhalde“ findet sich kein Waldname.

Wie im schwäbisch-alemannischen Raum fast allgemein das angebaute Ackerland bei den Dörfern und Weilern in drei Zelge oder Esche eingeteilt war, die man zum reibungslosen Ablauf der Dreifelderwirtschaft brauchte, so ist dies auch in Engstlatte der Fall. Seit dem 14. Jahrhundert waren drei feststehende Bezeichnungen üblich, die jedoch heute kaum mehr angewandt werden: Zelg „Neunzfeld“ oder „Auf Steinen“, „Hürsten“ („Hüsten“) und „Riedhalde“ im Osten vom Dorf. Das „Wagental“ war das Grenzthal zur Zelg „Hürsten“, der westwärts bis zur ehemaligen Balingen-Engstlatte Landstraße, der einstigen „Balingen Gaß“, reichte. Zelg „Neunzfeld“ war der größte Esch. Zu ihm gehörte alles links der alten Straße Balingen-Hechingen, mit Ausnahme von „Lauen“ (kleiner Wald), das zum Zelg „Hürsten“ zählte (s. Zeichnung).

Abgegangene Siedlungen

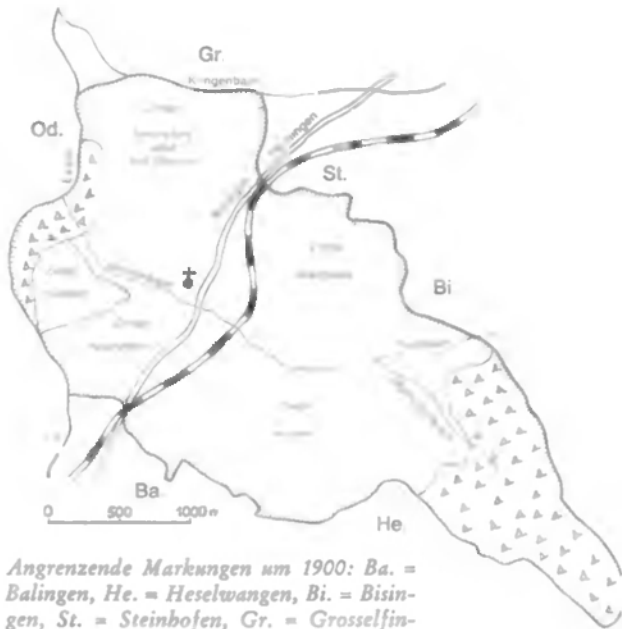
In den Außenbezirken der heutigen Markung stecken verschiedene Stellen des Wirtschaftslandes abgegangener Siedlungen. Vielfach haben im Hochmittelalter etliche Fluren nicht zur Markung Engstlatte gehört. Erst nach der spätmittelalterlichen Wüstungsperiode, dem Abgang von Siedlungen, haben die weiterbestehenden Siedlungsgemeinschaften das verödete Land in Besitz genommen und es nach althergebrachter Weise als Wiesen und Äcker genützt oder auch in Gemeindeländereien umgewandelt.

Am Westrand der Markung fällt der Zelgfeldzen „Hinter Lauen“ auf, dessen Ackerland zur Zelg „Hürsten“ gehörte, jedoch von dieser durch einen Vorstoß der Zelg „Neunzfeld“ getrennt war. Bei diesem Zelgfeldzen handelt es sich um einen Teil des abgegangenen Weilers *Schlechtfurt*, der schon vor 1300 verschwunden sein muß. Die Lagerbücher des 16. Jahrhunderts lassen hier keinen Zweifel, daß unter *Schlechtfurt* eine besondere Markung zu verstehen ist⁶. Übrig geblieben ist von dem Weiler nur die vor kurzer Zeit abgegangene Ostdorfer Obere Mühle, wo eine Kläranlage hinkam. Die Nachbargemeinden Ostdorf und Engstlatte teilten, nachdem die Bewohner die Siedlung verlassen hatten, den Zubehör des Weilers auf. 1314 verkaufte Schenk Walter von Zell (= Andeck) die Mühle um 62 Pfd. an das Kloster Kirchberg⁷, das sie 1508 an die Balingen Geistliche Verwaltung abtrat.

In Engstlatte wird noch 1690 ein „Schlechtfurter Mühlweg“ und 1733 eine Wiese „bey schlechtfurter wuhr“ genannt. Bis vor 90 Jahren führte hier keine Brücke über die Eyach, sondern nur eine Furt, bei der auf den harten Rätssandsteinen an der seichten, ebenen Stelle (schlecht bedeutet hier = eben, wie „Schlichte = Ebene) durchwaten und durchfahren werden konnte.

Weitere Wüstungen, Rohr und Hofen, sind am Ostrand der Engstlatte Markung. Am äußersten Südostzipfel finden sich noch heute die Flurnamen „Burgstall“ und „Schlößlewald“. Auf Bisinger Boden wird 1303 die Burg *Rohr* erwähnt, die aber schon 1342 ein Burgstall war, denn es heißt 1342 Cun der Truchseß von Urach zu Ringingen (Erben der Walger) verkauft um 500 Pfd. hlr. (Heller) „Ror daz burgstal und Bisingin daz Dorfe“, Gut und Leute mit allem Zubehör zu Steinhofen, zu Grosselfingen oder anderswo, mit allen Rechten, die Ritter Walger selig, seiner Schwester Mann, daran hatte, an den Grafen Ostertag von Zollern⁸.

Als erstes Mitglied des Geschlechts der Walger findet sich „Badalbertus dapifer“, der 1228 den Kirchensatz zu Thanheim an den Deutschorden verkauft⁹. Das Gut Rohr verkaufte Friedrich von Zollern 1442 an das Kloster Alpirsbach um 122 Pfd. hlr.¹⁰. Dieser Kauf muß



Angrenzende Markungen um 1900: Ba. = Balingen, He. = Heselwangen, Bi. = Bisingen, St. = Steinbofen, Gr. = Grosselfingen, Od. = Ostdorf

aber rückgängig gemacht worden sein, denn 1509 ist Rohr wieder im Besitz der Zollern. Zur Burg gehörte auch das Gut, das 1416 von Friedrich von Zollern um 120 Pfd. hlr. an den Balinger Vogt Heinrich Sätzli verkauft wurde.

Eine Sage verbindet Rohr mit der Kirche in Engstlatt, so daß angenommen werden darf, daß Rohr nach Engstlatt eingepfarrt war. Teile des Baufeldes sind wahrscheinlich im 15. Jahrhundert der Markung Engstlatt einverleibt worden ¹¹.

Zwei Kilometer östlich von der Ortschaft Engstlatt an der Markungsgrenze gegen Bisingen wird 1496 und 1560 die Flur *Hofen* erwähnt, die sich teilweise mit dem Bisinger „Öschle“ deckt. In derselben Gegend wird 1402 (im Balinger Vertragsbuch) „Fischers briehl“ genannt. In den Trägerzetteln von 1825 heißt es: „Vor stockach, so sich vor alters an des Fischers briegel geschrieben“. Mit dem eigentlichen Engstlatte Brühl nördlich des Ortes hat dieser Brühl nichts zu tun. Es muß eine zugehörige Siedlung angenommen werden. In der Nähe findet sich auch der Flurname „Grafenhalde“ (1775: „Äcker zu hofen oder zu Grafenhalde“), der vielleicht auf ursprünglich zollerischen Besitz hinweist. Heute ist dort der Name „Bisinger Öschle“ üblich, der sich teilweise mit „zu hofen“ deckt. Es besteht auch eine Sage von drei Halden: Grafen-, Sohn- und Mayerhalde. Die Engstlatte Zelgeneinteilung gibt zwar keinen Hinweis auf das Wirtschaftsleben dieser Siedlung, doch „Brühl“ (= gutes Wiesenland) ist nachweislich in Händen von Orts- und Grundherren. Über Alter und Dauer von Hofen können bei dem Mangel an urkundlichen Überlieferungen keine weiteren Angaben gemacht werden.

Auch im Norden wurde die Engstlatte Markung vergrößert. 1690 befanden sich über dem Klingenbach neben den Gewannen „Rauhe Äcker“ oder „Millstaig“ (Mühlsteige) die Allmenden „Aftertal“ (= Tal hinten in der Markung), „Lachen ob Anhauser Tal“ und „Faudenländlein“, die einst zum Zwing und Bann *Anhausen* gehörten. Der Weiler Anhausen ist um 1400 abgegangen. Heute ist nur noch der Flurname „Anhauser Berg“ vorhanden. Anhausen ist erstmals 1095 erwähnt, als Mane-gold de Ahusen bei einer Schenkung des Klosters St. Ge-

orgen auftritt ¹². Eine Mühle wird hier schon 1263 erwähnt. Vom Geschlecht der Walger von Bisingen wurde sie dem Kloster Kirchberg geschenkt ¹³.

Nachdem der Weiler, der auch eine Kapelle hatte, wahrscheinlich durch eine Pestseuche entvölkert war, wurde seine Gemarkung mit denen der umliegenden Gemeinden verbunden, wobei Ostdorf den größten Teil bekam. Die Felder auf der Hochfläche rechts der Eyach unter den Namen „Oberanhausen“ und „Rieten“ fielen an Grosselfingen und Steinhofen. „Oberanhausen“ hatte etwa 108 Jauchert und gab noch im 16. Jahrhundert Fruchtzehnten an Engstlatt ¹⁴. Die Gewanne „Aftertal“ und „Lachen“ fielen an Engstlatt. Nach einer Sage soll ein Fräulein von Anhausen die Engstlatte um freies Begräbnis gebeten haben. Sie hätten es aber verweigert, während die Ostdorfer einwilligten und dafür den Wald, also den größten Teil, geschenkt bekommen hätten ¹⁵.

Ziehen wir nun von der seit 1498 im heutigen Umfang bezeugten Engstlatte Markung die Ländereien ab, die erst nach 1300 infolge Abgangs der benachbarten Siedlungen hinzugekommen sind, dann bleibt nur ein kleiner Bezirk übrig. Das hochmittelalterliche Engstlatt kann so nach dem zugehörigen Ackerland nicht viel größer als ein kleiner Weiler gewesen sein, der sich nur dadurch von den abgegangenen Siedlungen an heutigen Markungsrand unterschieden hat, daß er zu Füßen der seit 1275 erwähnten Pfarrkirche St. Peter lag, die ringsum von einer festen Mauer umgeben war, die Schutz geboten und die Siedlungskonzentration an dieser Stelle begünstigt hat. Hier entstand auch der erstmals 1390 genannte Selhof des 1095 gegründeten Klosters Alpertsbach, der wohl ein ehemaliger Maierhof war, und andere Lehenhöfe ¹⁶. Der Selhof war schon damals geteilt, war aber der bedeutendste Hof des Dorfes. Er könnte ursprünglich vielleicht zollerischer Besitz gewesen sein, der schon sehr früh an das Kloster Alpertsbach kam.

¹ Mon. Zollerana (MZ) VIII Nr. 5.

² WUB 7, 225.

³ Lagerbuch der Kellerei Balingen 1560 fol. 334.

⁴ Bickelsperger Lagerbuch 51–79, 129–131.

⁵ Mhd. „wret“ = erhöhtes, wasserfreies Land zwischen Sümpfen, auch „Word“ geschrieben.

⁶ HStArch. Stuttgart B 462 U v. 1321 und 1324.

⁷ MZ 8 Nr. 65.

⁸ MZ I Nr. 294.

⁹ WUB III Nr. 739.

¹⁰ FHDA Sigm. R 75 K 10 F 30 Nr. 10.

¹¹ Heimatbuch Bisingen S. 62 ff.

¹² Zeitschrift Geschichte des Oberrheins 9, 219.

¹³ Siehe Nr. 6.

¹⁴ Pfeffersche Erneuerung von 1590 FHDA Sigm.

¹⁵ Kellerei Lagerbuch Balingen von 1496 und 1560.

¹⁶ Der Selhof umfaßte 1460 170 Jauchert Äcker und 38 Mannsmahd Wiesen.

Desiderius Lenz

Ausstellung in Haigerloch

Zum Gedächtnis des 50. Todestages von P. Desiderius Lenz, des Begründers der Beuroner Kunst, findet in seiner Heimatstadt Haigerloch eine Ausstellung statt (30. April bis 11. Juni im Bürgerhaus). Wir werden in der nächsten Nummer Werk und Persönlichkeit von Lenz vorstellen.

Zur Sebastianskapelle in Gammertingen/Feldhausen

In dem einst reichsritterlichen Herrschaftsgebiet Gammertingen-Hettingen, das 1524 bis 1827 den Freiherrn Speth von Zwiefalten mit ursprünglichem Sitz in Hettingen gehörte, entstanden ab 1582 in relativ dichter Reihenfolge an vier Orten neben den Pfarrkirchen ansehnliche Kapellen, die wie Schwestern wirken. 1582/83 wurde in Hettingen die einst vor dem südlichen Stadttor gelegene Marienkapelle mit kleinem Friedhof errichtet, 1590/91 in Feldhausen am östlichen Ortsrand die Sebastianskapelle mit Friedhof, 1591 in Neufra die Muttergottes-Kapelle mit Friedhof im Ebinger Tal und um 1595 der Neubau der sehr alten Michaelskapelle in Gammertingen am Nordostrand der Altstadt bei der Wassermühle, einst neben einem alten Herrenhof¹.

Hettingen in einem Faszikel alter Urkunden⁵. Aus ihnen geht hervor, daß die Kapelle nicht – wie 1973 angenommen⁶ – als eine direkte Stiftung der Freifrau Dorothea Speth von Zwiefalten zu Hettingen, sondern 1590/91 als Werk der Feld- und Harthäuser Bürger entstanden ist. Beide Schultheiße Hans Andris von Feldhausen und Hans Guldin (Gulde) von Harthausen nahmen zusammen mit dem Feldhäuser Heiligenpfleger Hans Feger die Finanzierung der „Aufferpawung der Capellen vnd des Gotts Ackhers“ in die Hand. Sie sammelten in Feldhausen 331 fl (Gulden) 3 kr (Kreuzer) und in Harthausen 156 fl 1 bz (Batzen), zusammen also 487 fl 7kr; eine Summe, die Bau- und Einweihungskosten von Kapelle und Friedhof gerade deckte. Als Vorbild nahm



Die 1590/91 erbaute Sebastianskapelle in Feldhausen

Foto: Locher

In allen vier Fällen ist eine starke Förderung der Neubauten durch die damaligen Ortsherren zu vermuten; in Neufra sind der Kauf des Grundstückes durch Freifrau Dorothea Speth von Zwiefalten, die Ehefrau des am 18. Nov. 1582 gestorbenen Philipp Dietrich Speth², im Jahr 1589 und der Bau durch deren Tochter Margaretha, verheiratet mit Hans Philipp Schad von Mittel-Biberach zu Warthausen, im Jahr 1591 ausdrücklich bezeugt³. Auch in Hettingen dürfte die dortige Kapelle ziemlich klar auf die damals recht fromme Ortsherrin zurückgehen.

Über die Entstehung der Sebastianskapelle in Feldhausen bestanden bisher nur Vermutungen⁴. Überraschend fanden sich erst kürzlich die Baurechnungen im Pfarrarchiv

man, wie aus der Rechnung hervorgeht, als man Zehrkosten anlässlich einer Besichtigung ansetzen mußte, Kapelle und Friedhof von Grüningen bei Riedlingen.

Warum dachte man an die Errichtung von beiden, nachdem doch um die Pfarrkirche ein Kirchhof zur Verfügung stand? Offensichtlich war dieser zu eng geworden und bot nicht mehr Platz für alle Toten beider Gemeinden. Fortan unterschied das Feldhäuser Totenbuch stets zwischen dem „inneren“ und „äußeren“ Friedhof. Dem Besitzer des Kapellenstandortes, Sebastian Mayer, zahlte man 1590 die ansehnliche Summe von 40 fl.

Die einzelnen Posten der Kapellen-Baurechnung aufzuführen, hat wenig Sinn, da grundsätzlich keine Handwerker- oder Künstler-Namen genannt werden. Die



J. Schlander: Hl. Wandel, 1723.

Foto: Hermann

Aufwendungen für Ziegler und Maurer samt Zehrgelder anlässlich von Grundsteinlegung und Abrechnungen beliefen sich immerhin auf 307 fl 12 bz. Die Zimmerleute erhielten 43 fl 8 bz, für Bretter und Schindeln zahlte man 23 fl 10 bz 5 kr. Für den Altarstein und den Stein zum Sakramentshäuslein – der Hochaltar hatte damals noch keinen Tabernakel – gab man 5 fl 2 bz 5 kr. Der Maler bekam für die heute noch teilweise erhaltenen Apostelkreuze (fünf von zwölf) den Betrag von 2 fl 13 bz 1 kr. Alle Ausgaben zusammen beliefen sich auf 487 fl 7 kr, die auch in der Einnahme verzeichnet sind. Beträge für die künstlerische Ausstattung der Kapelle wurden dagegen nicht angeführt. Vielleicht deckte man eine solche durch besondere Stiftungen.

In seiner schlichten Ausführung erinnert der Bau an die 1595 wiedererstandene Gammertinger Michaelskapelle, an der wohl die gleichen Handwerker wie in Feldhausen beschäftigt waren. Sehr viel reicher ist dagegen die gleichzeitig erbaute und wohl von dem Biberacher Baumeister Hans Kutzberger ausgeführte Neufraer Muttergotteskapelle gegliedert⁷. Immerhin finden sich in Feldhausen neben dem Eingang und auf der Südseite drei dort so charakteristische Nischen mit sogenannten Eselsrücken-Bögen. Über dem Giebel sitzt wie bei den übrigen Kapellen ein achteckiger Dachreiter mit welscher Haube. Merkwürdigerweise schließt in Feldhausen der Chor, der in der gleichen Breite wie das Langhaus mit seinen beiden Fensterachsen angelegt ist, nicht in drei Seiten des Achtecks; die vordere Wand hinter dem Hochaltar ist nochmals, aber ungleichseitig gebrochen. Im Innern werden Chor und Langhaus durch einen eingestellten, oben runden Chorbogen voneinander getrennt. Leider ist auf der Nordseite des Chores das ehem. Sakramentshaus bzw. dessen Nische nicht mehr erhalten. Von der Ausstattung der Kapelle ist nur noch die 1592

gegossene Glocke vorhanden; sie ist 34 cm hoch und besitzt einen unteren Durchmesser von 40 cm. Sie trägt die Schulter-Inschrift: „O REX GLORIAE CHRISTE VENI NOBIS CVM PACE ANNO DOMINI 1592“ (O König der Herrlichkeit, Christus; komm für uns mit Frieden – im Jahr des Herrn 1592). Leider wird kein Glockengießer-Name genannt, genauso wenig wie auf der nicht mehr vorhandenen Glocke von 1596 der Gammertinger Michaelis-Kapelle zu lesen war^{7a}.

Eine im Staats-Archiv Sigmaringen aufbewahrte Urkunde⁸, ausgestellt am 12. Mai 1592 durch „Schulthais Haimbürgen vnd gantze Gmairnden beeder Fleckhen Veldt- vnd Harthausen vff der Alb“, berichtet uns über die Bemühungen der Ortsherrschaft, den von den Untertanen errichteten Bau bzw. dessen Unterhalt zu sichern. Auf sie näher einzugehen, erübrigt sich, da sie 1973 ausführlich zitiert wurde. In der Zwischenzeit fand sich auch noch ein weiterer Beleg für die starke Förderung der Sebastiansverehrung, die bei der Ortsherrin Dorothea Speth und ihren Kindern anzutreffen war. Im selben Aktenfaszikel mit den Baurechnungen der Feldhauser Friedhofs-Kapelle befindet sich im Pfarrarchiv in Hettingen eine Abschrift der Statuten der Sebastians-Bruderschaft in Uttenweiler am Bussen von 1589. Offensichtlich planten Frau Dorothea und der damalige Hettinger Pfarrer, Mag. Justinian Schleh⁹, die Einführung einer solchen am Ort und möglicherweise auch in den übrigen Gemeinden der Herrschaft.

Zur Geschichte der Kapelle gehört auch noch ein Wort zur Ausstattung. Von den ursprünglichen Altären ist nichts mehr erhalten geblieben. Restaurator Ernst Lorch fand bei der jüngsten Erneuerung im Spätherbst 1977 hinter einem Seitenaltar Spuren einer Baldachin-Bemalung, die darauf schließen lässt, daß die ersten Nebenaltäre einfach auf die Wand in Fresco-Technik aufgetragen waren.

Im Jahr 1723 kamen die jetzigen Seitenaltäre in die Kapelle. Sie zeigen einen schlichten Aufbau mit einem Säulenpaar im Haupt- und Oberteil mit schön geschnittenen Kapitellen, darüber unterbrochene Segmentgiebel. Sicher stammen sie vom selben Schreiner, der auch den Altar von 1722 in die Bronner Kapelle gemacht hat¹⁰. Von den ursprünglichen Gemälden sind nur noch jene des linken Nebenaltars erhalten. Auf dem Hauptblatt sehen wir genau das gleiche Motiv wie auf dem auf Holz gemalten Bild über der Kanzel, das vom selben Meister gleichzeitig angefertigt wurde: Maria und Josef, in deren Mitte den Jesusknaben, den sog. „hl. Wandel“, damals ein beliebtes Wallfahrts-Thema. Zu Füßen der Hl. Familie sind die Stifter des Gemäldes dargestellt: Joseph Leipert in braunem, mit Silberknöpfen besetztem Rock, schwarzem Halstuch, ockergelber Bundhose und mit weißen Strümpfen. Links von ihm seine erste Frau Anna Joachim, durch ein Kreuzchen über dem Kopf als tot bezeichnet; daneben die zweite Gattin Maria Magdalena Hannerin in schwarzem Rock, blauem Schurz, brauner Jacke und schwarzem Halstuch, den Kopf mit einer schwarzen Rundhaube mit seitlichen Bändern bedeckt. Unter dem Stifter die Jahreszahl „1723“ und rechts unten die Signatur: „Johannes Schlander pinx. ex Trocheltfingen 1723“.

Mit diesem Bild haben wir endlich ein sicher belegtes Werk des Trocheltfinger Malers¹¹, nachdem der Verfasser das Ölberg-Gemälde in der Pfarrkirche Kettenacker (um 1720) und das Rundbild an Antependium des Bronner Altars (um 1719) mit der „Flucht nach Ägypten“ ihm nur zuschreiben konnte. Ein Vergleich zeigt jedoch ein und denselben Pinsel, dieselbe lebhaftige Farbigkeit

und dieselbe Handschrift. Auch das Oberbild mit der Darstellung des über der Weltkugel schwebenden Gott Vaters in Halbfigur, darunter die Hl. Geist-Taube, beide in Verbindung mit dem Gottessohn auf dem Hauptblatt zu sehen, sprechen dieselbe Sprache. Übrigens sind auf dem Bild über der Kanzel beide Themen in eins zusammengefaßt. Als Stifter sind dort „Joseph Eiselle Vatter“, darunter die beiden Söhne Joseph und Caspar, und Maria Schradin (oder Schrodin) „Muetter“ mit den Töchtern Maria Rosa und Catharina in der nämlichen Tracht abgebildet. Alle drei Gemälde zeugen von keinem Gelegenheits-Maler, vielmehr von einem Mann, der seine Kunst durchaus verstand und der Bildqualität nach seinem Nachfolger Johann Baptist Bommer¹² deutlich überlegen war.

Leider sind die Ölilder des Altars auf der Gegenseite um 1910 durch allerdings ansprechende Arbeiten ersetzt worden, wohl Gemälde des Gruoler August Pfister (1877–1931), die weder Signatur noch Datum tragen. Das Hauptblatt zeigt Christus als Erlöser der Armen Seelen im Fegfeuer, das Oberbild den Schmerzensmann in Dreiviertelfigur. – Bei der letzten Restaurierung erhielten die Seitenaltäre wieder ihre alte in kräftigem Braunrot und Blau gehaltene Marmorierung.

(Fortsetzung folgt)

REGISTER 1977	Seite		
		Ilmensee, zum Kreis Sigmaringen	31
		Jungingen, Annakapelle	60
Affelstetten a. d. Lauchert	61	Kettenacker, Seelsorger	43
Als noch das Holz im Ofen krachte	47	Kirchberg, ehemaliges Kloster	58
Auswandererschicksal (Grünigen b. Riedlingen)	30	Maier Nikolaus, Geistl. Rat (Nachruf)	14
Au, Franz Anton v. Au, Maler	18	Mercy Wilhelm, Pfarrer in Gruol	42
Au, Meinrad v. Au, Entwurfszeichnung für die Kirche von Bittelschieß	20	Owiningen, Seelsorger	55
Bohnerzgewinnung auf der Alb	29	Pfullendorf, Gremlichhaus	23
Boll, Pfarrliste (Berichtigung)	29	Rangendingen, Kloster und Klosterkirche	7
Burgstellen und Adel in Hohenzollern (Nachträge)	45	Regierungspräsidenten (preußische) in Hohenzollern	9
Burladingen, Thurn und Taxis'sche Postablage	27	Sigmaringen, Hl. Fidelis (Buchbesprechung)	16
Dent, Franz Ferdinand, Anbetung der Hirten, Melchingen (Abbildung)	49	Sigmaringen, im Mittelalter	50
Erntedank-Brauchtum	39	Sigmaringen 1077, Erstnennung	33
Fränkische Zeit, von unseren Dörfern am Albrand	2	Sigmaringen 900 Jahre	36
Frick, Geschichte einer Nonne	15	Spiegler, Franz Joseph, Altarbild in Feldhausen (Abbildung)	1
Grosselfingen, Urkunde zum Narrengericht	13	Stauferausstellung und Hohenzollern	22
Groß-Schwaben, Gedicht von Chr. Daikeler	64	Tübingen, Studenten aus Hechingen und Haigerloch	21
Haigerloch. Landkapitel, Einzugsliste des gemeinen Pfennigs von 1497	53	Veringen das Dorf, Heimatbuch (Besprechung)	36
Haigerloch, Pfarrei und mittelalterliche Stadt	36	Wanderpaß für Schuhmachergesellen (Rangendingen)	62
Heiligenzimmern, Ortsnamen	26	Weckenmann, Bildhauer und Ochsenwirt in Haigerloch	59
Hohenzollern, Verwaltungs-, Wirtschafts- und Sozialstruktur im 19. Jahrhundert (Besprechung)	46	Zimmern bei Hechingen, Seelsorger	28

HOHENZOLLERISCHE HEIMAT

hrsggbn. vom Hohenz. Geschichtsverein.
Verlag: Hohenzollerischer Geschichtsverein, 7480 Sigmaringen, Karlstr. 3. Druck: M. Liehners Hofbuchdruckerei KG, 7480 Sigmaringen, Karlstr. 10.
Die Zeitschrift „Hohenzollerische Heimat“ ist eine heimatkundliche Zeitschrift. Sie will besonders die Bevölkerung in Hohenzollern und der angrenzenden Landesteile mit der Geschichte ihrer Heimat vertraut machen. Sie bringt neben fachhistorischen auch populär gehaltene Beiträge.
Bezugspreis: 3,00 DM halbjährlich.
Konten der „Hohenzollerischen Heimat“: 802 507 Hohz. Landesbank Sigmaringen 123 63 Postscheckamt Stuttgart

Die Autoren dieser Nummer:

P. Maurus Pfaff OSB,
Benediktiner-Kloster Beuron
Prof. Dr. Karl S. Bader,
Cäcilienstr. 5, CH-8032 Zürich
Job. Adam Kraus, Erzb. Archivar i. R.,
Badstr. 8, 7800 Freiburg/Br.
Fritz Scheerer, Rektor i. R.,
Am Heuberg 42, 7460 Balingen
Manfred Hermann, Pfarrer,
7451 Neufra/Hz.
Gerd Schollian, Hechingen-Stein
Schriftleitung:
Dr. med. Herbert Burkarth,
7487 Gammertingen (Telefon 07574/329)

Redaktionsausschuß:

Walther Frick, Journalist,
Hohe Tannen, 7480 Sigmaringen
(Tel. 07571/8341)
Manfred Hermann, Pfarrer,
7451 Neufra/Hohenz.
(Tel. 07574/442)

Die mit Namen versehenen Artikel geben die persönliche Meinung der Verfasser wieder; diese zeichnen für den Inhalt der Beiträge verantwortlich. Mitteilungen der Schriftleitung sind als solche gekennzeichnet.

Manuskripte und Besprechungsexemplare werden an die Adresse des Schriftleiters oder Redaktionsausschusses erbeten.

Wir bitten unsere Leser, die „Hohenzollerische Heimat“ weiter zu empfehlen.



HOHENZOLLERISCHE HEIMAT

W 3828 F

Herausgegeben vom
Hohenzollerischen Geschichtsverein

28. Jahrgang

Nr. 2 / Juni 1978



St. Mauruskapelle bei Beuron

Ein Hauptwerk der Beurerer Kunst, erbaut 1868–1870. Sie vereinigt Architektur, Malerei und Plastik von Desiderius Lenz. Unser Foto wurde 1889 von Baurat E. Eulenstein aus Sigmaringen aufgenommen. Die Kapelle war damals ein beliebtes Ausflugsziel der Sigmaringer. Die Eisengitter wurden vom Bruder Pfortner persönlich aufgeschlossen, der sich hier stolz dem Fotografen stellt.

Pater Desiderius Lenz. Gedenkwort zum fünfzigsten Todestag 25. Januar 1928

Als Peter Lenz im Jahre 1864/65 in sein Notizbuch schrieb, in ein Kunstwerk soll man sich eher hineindenken als nur hineinfühlen können und Kunst sei überdies abstrakt, mußte eine solche Einstellung der zeitgenössischen Kunstübung gegenüber als revolutionär erscheinen. Es bedurfte noch dreier Jahrzehnte, bis die Befürworter der abstrakten Kunstrichtungen sich Geltung verschaffen konnten. Peter Lenz hat noch vor seinem Eintritt in das neuerstandene Benediktinerkloster im oberen Donautal mit dem Bau der Maurus-Kapelle unweit von Beuron sein persönliches Programm vorgezeichnet und in einer durchaus einmaligen Vollendung vorgestellt. Alles was nach 1872 im Rahmen der im Entstehen begriffenen Beurer Kunstschule noch geschaffen wurde, hat niemals mehr die Bedeutung dieses Erstlingswerkes erreicht. Es war dem Meister auch nie mehr eine so einmalige Gelegenheit geboten worden, wie sie in dem Auftrag für den Bau der Maurus-Kapelle vorlag. 50 Jahre waren der Beurer Kunstschule vergönnt, bis ihre zahlreichen Kartons im Altpapierkeller der Erzabtei verschwanden. Die Zeit war über diese kirchliche Kunst hinweggegangen. Das neuerwachte historische Interesse im Bereich der Kunstgeschichte an den Schöpfungen des 19. Jahrhunderts hat auch die Beurer religiöse Kunst, vor allem das Werk des P. Desiderius Lenz, wieder in den Bereich ernsthafter Betrachtung einbezogen. Es ist deshalb auch eine gerechte Verpflichtung, des Werkes des Meisters von Beuron zu gedenken und damit auch eine Würdigung und Anerkennung zu verbinden. Die kunstgeschichtliche Forschung hat in der Gegenwart mit Recht festgestellt, daß das 19. Jahrhundert aus verschiedenen Gründen heraus keinen einheitlichen Stil besaß und daß trotzdem die Leistung dieses so fehlbeurteilten Jahrhunderts tatsächlich nicht gering ist. Daß moderne Bewegungen wie Wandervogel und auch ein Teil der sogenannten Jugendbewegung sich antibourgeois gebärdeten und dem 19. Jahrhundert nur Stillosigkeit im abwertenden Sinn vorwarfen, kann heute nicht mehr abgenommen werden.

Peter Lenz wurde am 12. März 1832 in Haigerloch geboren. Das romantisch gelegene Städtchen an der Eyach kann sich rühmen, drei Kirchen von künstlerischem Rang zu besitzen. Im Schatten dieser Bauwerke ist der junge Peter Lenz aufgewachsen. Seine Heimatstadt bot für ihn ein von der Kunst und Schönheit der Landschaft geprägtes Milieu, in dem die Lenz-Dynastie seit 250 Jahren als Metzger und Wirte herrschte. Im 18. Jahrhundert war der Seidenhändler Josef Lechleitner aus Ischgl im Paznaunertal (Nordtirol) eingewandert. Er heiratete 1739 die Elisabeth Marmon. Thomas Josef Anton Lechleitner war der älteste Sohn dieser Familie und später Chorherr im Augustiner-Chorherrenstift Beuron. Er starb 1797 in Beuron im Ruf der Heiligkeit. Die Großnichte des Chorherrn Lechleitner war Magdalena Lechleitner, die sich 1828 mit dem Haigerlocher Schreiner Christian Lenz († 1849) vermählte. Unter den sieben Kindern war Peter das dritte. Drei Kinder starben nach der Geburt. Die Schwestern Valentine und Katharina sind älter als Peter. Der jüngste Bruder, der neben seinem handwerklichen Beruf auch gerne auf der Violine spielte, Martin Lenz, starb 1918. Er hatte Peter im Sommer 1872 von Haigerloch nach Beuron begleitet. Ein Neffe der Mutter war Pfarrverweser in Trochtelfingen und erreichte nur ein Alter von 34 Jahren. Ein weiterer

geistlicher Verwandter war Pfarrer Johann Baptist Lenz, der 1841 in Mingolsheim (Baden) starb. Der in München lebende Maler und Musiker Bruno Lenz ist ein naher Verwandter. Eine Charakteristik über diesen aus Baden stammenden Künstler ist überaus bezeichnend: „Ein untrügliches Gefühl für Maß und Angemessenheit kennzeichnet das Schaffen von Bruno Lenz. Nur am Rande sei hier vermerkt, daß er mit dem Schöpfer der hierarchisch (hieratisch) streng-klassizistischen Beurer Kunst, Pater Desiderius Lenz, nahe verwandt ist. Der Sinn für Maß erlaubt ihm den freien Ausgriff im thematischen wie im formalen Bereich, an Grenzen zu treten, ohne sie zu übertreten“ (J. Reisner).

A. Pöllmann hat den Stammbaum der Lenz-Sippe in Haigerloch verfolgt: „In jeder Familie ist alle Geschichte nur die Vorbereitung auf einen Einzelnen, und seltsam: wie die Sonne bei ihrem Untergang noch einmal alle ihre Lichtmöglichkeiten zusammenfaßt . . ., so faßt die Metzgerdynastie Lenz in ihrem größten Vertreter just zur Zeit ihres Absterbens noch einmal alle ihre zweijahrhundertalte Kraft zusammen, so zwar, daß ihre ganze Geschichte sich nur als eine Vorbereitung auf diesen Einzigen erweist; architektonisches Gefühl, tiefreligiöser Sinn, unbändige Lebenskraft, geschichtliches Bewußtsein und unerbittliche Folgerichtigkeit sind die Grundpfeiler der Desiderianischen Kunst, deren Basis vor mehr als zweieinhalb Jahrhunderten am Anfang der Geschichte dieser Metzgerdynastie deutlich erkennbar ist. (Ein familiärer Wandertrieb) muß neben dem uraltkonservativen Zug in der Anlage des P. Desiderius mitgewertet werden: das rücksichtslos Revolutionäre, das die spießbürgerlichen Schranken durchbricht, wo klare Erkenntnis es erfordert. Man weiß nicht, was man an diesem eigenartigen Mann mehr bewundern soll, seinen tiefeingewurzelten Familienhang oder seine weltvergessene Unbekümmertheit, die alle Bande hinter sich läßt, wo ein religiöser oder künstlerischer Beruf das erfordert . . . P. Desiderius Lenz ist Sinn und Frucht einer langen Familienüberlieferung“ (in: Benediktinische Monatschrift 1, 1919, 422/23).

Peter Lenz erlernte bei seinem Vater das Schreinerhandwerk. Baurat Zobel in Haigerloch erteilte ihm den ersten Unterricht im Architekturzeichnen. Nach dem Tod des Vaters Christian Lenz (1849) wollte der junge Schreiner-geselle nach München übersiedeln. Das war für die Mutter bei den doch kleinen Familienverhältnissen keine leichte Entscheidung. Peter besuchte in München zunächst einmal die Modellerschule am Polytechnikum. Einige Zeit später gelang ihm ohne Immatrikulation der Einstieg in die Bildhauerklasse der Akademie. Am 9. November 1852 jedoch konnte er die notwendige Immatrikulation nachholen und damit vollgültiger Schüler der Akademie der bildenden Künste in München werden. Sein erster und wichtigster Lehrer war Prof. Max Widmann (1812–1895), der seit 1848 die Professur von Ludwig Schwanthaler (1802–1848) innehatte. Prof. Widmanns Einfluß auf Peter Lenz bestand vor allem in der Anleitung zum Studium der Antike, aber auch in der Einführung zu kunstgewerblichem Arbeiten. Mit der Skulptur des „Triumphierenden David“ – das war das Thema der von der Akademie der bildenden Künste gestellten Preisaufgabe – schloß Peter Lenz 1857 seine Münchener Ausbildung ab. Die von Lenz gestaltete

Figur ist noch vom Klassizismus Thorwaldsens (1770–1844) beeinflusst. Lenz erhielt für seine Leistung einen Preis. Aufgrund dieser Arbeit hat ihn 1859 Prof. August v. Kreling, der Schwiegersohn des Münchener Akademiedirektors Wilhelm von Kaulbach, an die Königliche Kunstgewerbeschule in Nürnberg berufen. Prof. v. Kreling war Maler und hatte seit 1. November 1853 die Leitung des traditionsreichen Nürnberger Instituts übernommen. Peter Lenz sollte die Bildhauerklasse führen. Zu seinen Schülern gehörten damals schon die späteren Freunde Tobias Weiß und Johannes Schwendfür. 1857 modellierte Lenz ein Gips-Medaillon, das die Heilige Familie darstellte. Die Arbeit sollte ein Beitrag zur „Ersten Deutschen Kunstausstellung“ 1858 in München sein. 1858 schuf er eine Pietà, die sich noch deutlich an spätgotische Vorbilder anlehnt. Die Nürnberger Lehrtätigkeit entsprach offenbar nicht ganz seinen Neigungen. Es gab Schwierigkeiten mit dem Direktor des Instituts. Aber eine mehr zufällige Begegnung mit Prof. Peter v. Cornelius (1783–1867) löste alle Probleme. Am 10. Januar 1862 erhielt Peter Lenz durch Vermittlung des angesehenen Professors ein Schreiben mit der Aufforderung, eine Eingabe um Unterstützung zu machen. Das Stipendium wurde gewährt und Lenz konnte Ende Dezember 1862 in Begleitung von Jakob Wüger nach Italien reisen. Während des Aufenthalts in Rom lernten die beiden Freunde auch die aus Bruchsal in Baden stammende Historienmalerin Amalie Friedericke Bensinger (1808–1889) kennen. Dabei tauchte zum erstenmal der Gedanke auf, ein Künstlerkloster einzurichten. Durch Vermittlung des Bildhauers Hermann Schubert (1831–1917) hatte Lenz in Rom auch Zugang zur Bibliothek der preußischen Gesandtschaft erlangen können. Dort befand sich nämlich das gerade erschienene 12bändige Werk des Ägyptenforschers R. Lepsius „Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien“ (1849–1859). Aus dessen 2. Band fertigte sich Lenz zahlreiche Pausen und war fasziniert über seine Entdeckung. Am Weihnachtsabend 1864 entwarf Peter Lenz in Rom die Statuen für eine klösterliche Künstlergemeinschaft. Eine große Unruhe war über Lenz gekommen und seine bisherige künstlerische Tätigkeit schien ihm völlig in Frage gestellt. Da das Stipendium ohnehin auslief, entschloß er sich im Frühjahr 1865, Rom zu verlassen. Er hatte eine neue Betätigung gefunden in den Marmorsteinbrüchen von Laas im oberen Vintschgau in Tirol. Als Aufseher nahm er dort einen längeren Aufenthalt und vertiefte sich in den Schatz seiner zahlreichen ägyptischen Pausen. Im Winter reiste er gewöhnlich wieder nach Rom. Die Kunstauffassung der Ägypter hatte ihn überwältigt. 1865 entstand in Laas die Zeichnung einer Pietà, die Lenz zeitlebens als die tiefste aller seiner Kompositionen betrachtete. 1866 machte Lenz im Hause „Bürgle“ auf der Reichenau anlässlich eines Heimatbesuchs die Bekanntschaft mit dem Büchlein „Choral und Liturgie“ von P. Benedikt Sauter. Fr. Amalie Bensinger hatte Beziehungen zur Fürstin Katharina v. Hohenzollern und zum Prior des neuen Klosters. Sie hatte eine Einladung an Peter Lenz vermittelt. Am 25. Januar 1868 stand Peter Lenz zum erstenmal an der Beuroner Klosterpforte. Sofort erhielt er den Auftrag zum Bau der Maurus-Kapelle, deren Rohbau im Herbst 1868 bereits fertig war. Zusammen mit Jakob Wüger wurden im Winter in Rom die Kartons für die Bemalung entworfen. 1870 stand die Kapelle fertig da. K. Muth hat von ihr gesagt: „Diese kleine Kapelle ist von so stiller, erhabener Schönheit wie kein weiteres Werk christlicher Kunst im 19. Jahrhundert, so daß sie als ein Nationalmonument von klassischem Wert in Ehren gehalten zu werden verdient.“ In

dieser Kapelle hat Peter Lenz sein ganzes Kunstprogramm verwirklicht. 1870 reiste Lenz nach Berlin, um sich weiteren Kunststudien zu widmen. Jakob Wüger trat sofort in Beuron ein. Lenz meldete sich 1872 wieder und hatte den Wunsch, als Hausoblate an der Ausgestaltung von Kloster und Kirche mitzuarbeiten. Am 25. April 1876 nahm Abt Maurus Wolter den Kunstoblaten Peter Lenz unter die Chorpostulanten auf. Da in Monte Cassino bereits Vorbereitungen für die Restauration der Torretta im Gange waren, durfte Fr. Lenz nach dem Süden reisen und in Monte Cassino am 15. August 1877 das kanonische Noviziat beginnen. 1878 legte er auf dem heiligen Berg seine monastische Profeß ab. 1880 wurde er nach Emaus/Prag gerufen, um an der Restaurierung der Abteikirche mitzuwirken. 1891 kam an Fr. Desi-



Beuroner Madonna mit Kugel (Foto Beuroner Kunstverlag)

derius das Anerbieten, in der Basilika zu Loreto/Italien die deutsche Kapelle auszugestalten. Die Oberen mußten in diesem Fall ablehnen, da P. Gabriel Wüger kaum mehr hätte mitwirken können. Der Auftrag ging deshalb an den Spätnazarener Ludwig Seitz in Rom. Am 9. August 1891 erhielt Fr. Desiderius zusammen mit anderen Mönchen in Beuron durch Bischof-Koadjutor Wilhelm v. Reiser aus Rottenburg die Subdiakonatsweihe. Erzabt Plazidus Wolter bestimmte 1892, daß Fr. Desiderius zukünftig als „Pater“ angesprochen werden soll. Noch vor der Jahrhundertwende wurde P. Desiderius nach Monte Cassino gerufen, um die Arbeiten an der Krypta zu leiten. 1910 werden die Materialien der Künstler in einem Eisenbahn-Waggon nach Beuron überführt. P. Desiderius darf 1913 noch einmal auf den heiligen Berg von Cassino. Es war das letztemal. 1915 weilt er in St. Gabriel/

Prag, wo das Hochaltarbild mit der Marien-Krönung vollendet werden soll. 1917 kehrt er selbst endgültig nach Beuron zurück, immer noch voll Begeisterung für seine Kanon-Idee. An der zeitgenössischen Kunstentwicklung hat der Meister seit der Jahrhundertwende keinen Anteil mehr genommen. P. Willibrord Verkade hat ihm 1918 noch etwas zur Seite gestanden bei der literarischen Ausarbeitung eines kleinen Kanon-Textes. Im Sommer 1925 ging durch die Presse die Nachricht, der Beuroner Meister sei gestorben. 1926 drehte eine Stuttgarter Filmgesellschaft einen Streifen „Der Meister von Beuron“, an dessen Ende der 94jährige Greis im Lehnstuhl gezeigt wurde. Am 28. Januar 1928 starb infolge einer Lungenentzündung der ehrwürdige Patriarch. Die Beuroner Mönche trugen ihn am 31. Januar in ihre Gruft, wo er ganz nahe bei seinem Urgroßonkel, dem Chorherrn Thomas Lechleitner, von Mühsal seines Künstlerlebens ausruhen darf.

Die Kunst des P. Desiderius Lenz ist seine ganz persönliche Leistung geworden. P. Lenz war ein Meister des Entwurfs im kleinen Maßstab. Die von ihm gestalteten Räume wurden trotz gewisser Mängel in der Ausführung eine künstlerische Einheit. P. Desiderius hat sein persönliches Arbeiten als eine Möglichkeit der Überwindung des krassen Naturalismus im 19. Jahrhundert verstanden. Er wollte dem religiösen Element in der Kunst den gebührenden Vorrang zuweisen und damit jeder Säkularisierung des Religiösen in der Kunst entgegenarbeiten. Lenz wollte das Ewige und Zeitlose zum Ausgangspunkt machen und so auch das Ewige und Zeitlose erfassen. Lenz glaubte, daß diese für ihn wesentlichen Elemente in besonderer Weise vorbildhaft in den Gestaltungstendenzen der ägyptischen, später der griechisch-römischen und frühchristlichen Kunstverwirklichung zu finden seien. K. Muth hat wohl sehr treffend die Leistung des P. Desiderius Lenz gewürdigt: „In Beuron ist ein Prophet dahingegangen, der Prophet einer Kunst, um die er gerungen hat und deren Geheimnis zu offenbaren ihm nicht gelang, das er vielmehr in die Ewigkeit wieder mit hinübergewonnen hat, von wo es stammt. Ein rückwärts und zugleich vorwärts gewandter Prophet, wie alle Propheten, ein prophetischer Künstler, in eine Zeit hineingeboren, die das Wissen um das Wesen der Kunst verloren hat, weil ihr das erste und wesentlichste Kunstprinzip, das Streben nach der Einheit von Sein und Erscheinung, fremd geworden ist, weil sie in der Kunst nicht mehr ein Mittel sieht, die durch den Bruch der Lebenseinheit zerstörte Harmonie zwischen der geistigen und materiellen



Gnadenkapelle in Beuron 1898/99

(Foto Beuroner Kunstverlag)

Welt wiederherzustellen, sondern nur zu oft ein Mittel, das bloß sinnliche Element ästhetisch zu steigern und zu sublimieren. Wie man auch immer die praktischen Kunstleistungen der Beuroner Schule, deren Gründer P. Desiderius Lenz geworden ist, in zukünftigen Zeitaltern beurteilen wird, dieses eine große und wahrhafte Verdienst, den religiösen Grundcharakter aller Kunst, nicht nur der religiösen im stofflichen Sinn wieder dem Bewußtsein ihrer Zeit nahe gebracht und mit unbeugsamem Willen vorgebildet zu haben, wird ihr bleiben, man wird daran anknüpfend weiterbauen, wenn auch nicht im Stile der Beuroner, so doch in ihrem Geiste, von dem ihr Stil als eine der vielen Ausdrucksmöglichkeiten angesehen werden kann“ (in: Hochland 25,2, 1928, 103–105, Zitat S. 103/04).

MANFRED HERMANN

Zur Geschichte der Sebastianskapelle in Gammertingen-Feldhausen (II)

Die Stiftung der Nebenaltäre durch Feld- und Harthausener Bürger 1723 zeigt, wie sehr die Pfarrangehörigen die Kapelle am Friedhof, zunächst allein dem hl. Sebastian, dem Patron für einen guten Tod, dann auch dem barocken Vieheiligen St. Wendelin geweiht, schätzten und ihr liebevolle Fürsorge zuwandten. Nach dem Neubau der Pfarrkirche St. Nikolaus 1738 durch Maurermeister Melchior Schöntzle von Oberstetten und deren Ausstattung in den Jahren 1740–45 sollte auch die Kapelle im Geist des Rokoko erneuert werden. Die Heiligenpflege-Rechnung des Jahres 1750 enthält eine Fülle von Angaben, die auf einen gründlichen Umbau schließen lassen. Zunächst erhielt der Glaser für die neuen Fenster 22 fl

16 xr. Der damalige Harthausener Schultheiß brachte aus Wurmlingen drei Gipsfässer mit, wofür er einen Fuhrlohn von 11 fl bekam. Ansehnliche Beträge gingen an den Ziegler von Hettingen (18 fl 46 xr) und wegen Ziegelsteine an das Kloster Marienberg. Zimmermeister Joseph Kindler verdiente 14 fl. Der umfangreichste Lohn von 127 fl 26 xr stand dem Riedlinger Maurermeister Johann Schneider zu, der wohl der bekannten Maurerfamilie Schneider in Baach bei Zwiefalten angehörte, die mehrfach Zwiefalter Klosterbaumeister gestellt hat. Vermutlich ist er jedoch nicht mit Hans Martin Schneider (1692–1760) identisch, der in der Regel nur als Martin erscheint.

Aufgabe des Riedlinger Maurers war es, im Innern als Übergang von den Seitenwänden zur Decke eine von kräftigen Profilleisten gerahmte Hohlkehle anzulegen – sie ist nach der jüngsten Restaurierung rosa getönt – und die Decke im Langhaus und Chor mit einfachen Muschel- und Bandelwerk-Stukkaturen auszustieren. Aus den zuweilen recht trocken, naiv wirkenden Formen zu schließen, hat Schneider dafür keinen eigenen Stukkateur beschäftigt, sie vielmehr selbst ausgeführt.

An der Chordecke sitzt ein längsovaler Spiegel mit lebendig geschwungener Muschelwerk-Umrahmung, rosa getönt, blau gerandet mit zwei kleinen grünen Zierfeldern. Die Decke des Langhauses enthält einen großen, rosagetönten Mittelspiegel in langgezogener, figurierter Vierpaßform, von weißen Stuckleisten gesäumt, darum eine schmale ockergelbe Zone, von weißem Bandelwerk begrenzt, vorn und hinten mit Zierfeldern geschmückt. Über dem Chorbogen sitzt eine einfache Rokoko-Kartusche mit naivem Muschelwerk in Rosa und flankierenden grünen Palmetten: In der Mitte das von Dornen umrankte Herz Jesu, zuseiten die ligierten Buchstaben der Namen Maria und Joseph. In den Ecken der Decke sind ebenfalls Rokoko-Kartuschen mit frei aufgetragenen Rocailles zu sehen. Allerdings kommt die gesamte Deckenzier erst wieder seit der Erneuerung im Spätherbst 1977 zur vollen Geltung, wofür der Firma Ernst Lorch in Sigmaringen aufrichtige Anerkennung gebührt.

Im Jahr 1760 kamen die 14 Kreuzweg-Stationen in die Kapelle, die in kräftigen Farben gemalt sind und von blaumarmorierten Rahmen eingefasst werden. Ohne Zweifel sind sie Arbeiten des Begründers der Gammertinger Malersippe, des Anton Reiser I, der jedoch kaum über einfache Qualität hinauskam und dessen Werke mehr zur Volkskunst zu rechnen sind. 1876 renovierte sie laut Inschrift auf der Rückseite der 14. Station ein R. (oder B.) Buk, wohl ebenfalls aus Gammertingen.

Der Hochaltar des Jahres 1791 ist mit seinem glatten, jedoch lebendigen Aufbau ein typisches Werk des Klassizismus. Eine große Mittelnische wird flankiert von einem Säulen- und außen von einem Pilasterpaar mit gut geschnittenen Kapitellen. Über dem verkröpften Gebälk stehen klassizistische Vasen mit Lorbeer-Girlanden, die beidseitig durch Henkel gezogen sind. Im Altar-Oberteil ist ein querovales Gemälde zu sehen: die hl. Dreifaltigkeit auf Wolken mit mehreren Puttenköpfen. Die Altartisch-Verkleidung verzüngt sich nach unten und zeigt unten an der Altarplatte und über dem Fuß je eine Kehle, am Zierfeld in der Mitte ein Kreuz. Laut der Heiligenpflege-Rechnung von 1791 fertigte Alois Eisele von Gammertingen um 70 fl 34 xr den Altaraufbau, der von Ambros Reiser (1730–1815), dem bedeutendsten Vertreter der Gammertinger Malersippe, um 80 fl gefasst und gemalt wurde; eingeschlossen ist das Gemälde im Auszug des Altars.

JOHANN ADAM KRAUS

Frundspürglin und Eineck

Die kleine Burgstelle auf der vom Heufeld-Seeheimerberg gegen Jungingen ins Killertal vorspringenden Bergnase mit dem urkundlichen Namen „Frundspürglin“ (1545), volkstümlich auch „Eineck“ genannt, ist sowohl in den Blättern des Schwäb. Albvereins 1950, 3–4 als auch in „Hohenzollerische Heimat“ 1961, 41–42 aus-

Dieser Altar ist für eine berühmte Plastik geschaffen worden, die heute in der Pfarrkirche steht und von unschätzbarem Wert ist: die Reutlinger Madonna aus der Zeit um 1500 von der Hand des berühmten Ulmer Bildhauers Gregor Erhart. Wie Dr. Herbert Burkarth schon einmal in der Hohenzollerischen Heimat 1973 ausgeführt hat, besteht noch in Feldhausen eine alte Tradition, ein hiesiger Bauer habe eine Fuhre Holz nach Reutlingen gebracht und dort einen Mann angetroffen, der eben diese Madonna zersägen wollte. Er habe ihm dafür den ganzen Wagen Holz angeboten und die Figur auch wirklich erhalten. Voller Freude habe er sie in seine Heimatgemeinde gebracht und sie der Kapelle gestiftet. Diese Tradition muß in der Tat auf einem wirklichen Geschehnis beruhen, denn weit und breit konnte sich keine Gemeinde oder ein kleineres Kloster einen Altar mit einem solchen Bildwerk leisten. Die Madonna stand sicher ursprünglich in der Reutlinger Marienkirche und wurde 1530 anlässlich der Reformation entfernt, als der dortige Hochaltar zerstört wurde.

Die Kapelle wurde im 19. Jahrhundert einmal einer gründlichen Renovierung unterzogen, und zwar 1882. Diese Jahreszahl ist auch über dem Giebel der Frontseite in römischen Ziffern in einen Stein eingemeißelt, der jedoch von unten nur schwer entziffert werden kann. Offensichtlich wurde damals das gesamte Dach umgedeckt bzw. saniert. Wahrscheinlich ist jedoch im Innern außer einer Ausmalung kaum etwas geändert worden. Dies muß dagegen um 1910 der Fall gewesen sein, als man Teile der Chorwände, vor allem auf der Nordseite, in Ordnung bringen mußte. Damals hat man wohl die Sakramentsnische entfernt, als die Mauern schadhaft und teilweise unter Verwendung von Zement neu aufgeführt wurden.

Von der übrigen Ausstattung sollen hier noch zwei Ölbilder angeführt werden, denen man jüngst keine besondere Aufmerksamkeit schenkte, da sich bei ihnen eine Restaurierung kaum lohne. Es dreht sich um Gemälde des Gammertinger Malers Constantin Hanner von 1882: ein Herz-Jesu- und ein Herz-Mariä-Bild. Vor nicht allzulanger Zeit waren sie innerhalb der Malerausstellung zu sehen, die Botho Walldorf den Gammertinger Meistern widmete. Sollte nicht alles getan werden, daß sämtliche Werke dieses einheimischen Künstlers erhalten bleiben?

Unter einem großen Kostenaufwand hat die Stadt Gammertingen dieses wertvolle Baudenkmal nun wiederhergerichtet. Als Friedhofskapelle haben es die Feld- und Harthäuser Bürger einstens erbaut und hier um einen guten Tod und für die Verstorbenen gebetet. Daß das Heiligtum auch weiterhin als Aufbahrungsort für die Toten dienen darf, kann als glückliche Lösung der anstehenden Probleme gewertet werden.

föhrlich beschrieben und skizziert worden. Im Junginger Heimatbuch von 1976 S. 39 wurden der Burgplatz nochmal besprochen und einige inzwischen dort gemachte Funde aufgezählt. Den dortigen Ausführungen ist jedoch zu widersprechen, wenn der urkundliche Name Frundspürglin angezweifelt wird. Die Stammsilbe Frund (an anderer Stelle von 1545 als Freundsbürglin vorkommend) steckt auch in dem Burgnamen Frundeck (bei Ahldorf) und im Namen des Bauernjörgs Georg von Frundsberg. Die kleine Burg mit ca. 300 qm über dem Killertal hieß also Frundsberg oder Freundesburg. Der volkstümliche Name Eineck, erst seit Jakob Barths Orts-

chronik von Ringingen nachweisbar, entstand durch den irrigen Eintrag im Ringinger Jahrtagsbuch, wo von „Heinrich Affenschmalz und Elisabeth von Eineck“ die Rede ist. In Wirklichkeit hieß das Ehepaar in seiner Jahrtagsstiftung von 1406 Heinrich von Killer genannt Affenschmalz und Elisabeth die Unraine von Ratzenried (Hohz. JHeft 1954, 125 u. 135). Irrtümlich scheint Heinrichs erste Frau Anna von Neuneck als „Eineck“ hineingeraten und auf den Burgplatz übertragen worden zu sein. Dieser gehörte allezeit zur Gemarkung Ringingen, wie der weit unterhalb stehende Grenzstein von 1584 als Scheidepunkt für Killer, Ringingen und Jungingen beweist. Erst durch die lineare Grenzziehung der Vermessung von etwa 1834 kam die jetzige künstliche Spitze zustande. Vgl. Zeichnung i. HH 1961, 42. Der Seeheimerberg mit einem Viertel von Ringingen ist im 15. Jahrhundert an Mettelhans Schwelhers Tochtermann

Heinrich Späth bzw. dessen Erben Hans Späth von Granheim, dann 1508 tauschweise an den Grafen Eitelriedrich von Zollern gekommen, während die restlichen drei Viertel über die Grafen von Werdenberg im J. 1534 an Fürstenberg übergangen (HJH 1938, 126). Demgemäß ist das Junginger Heimatbuch zu berichtigen. Nach Lauers Untersuchungen sei die Frundsburg schon um 1250 durch Feuer abgegangen. Von einer frühgeschichtlichen Anlage daselbst kann schon wegen des beschränkten Umfangs keine Rede sein. Die Schanzanlage von 1704 (Zollerheimat 1938, 33 f) hat alle alten Reste gründlich zerstört, so daß man keine Dachziegel mehr findet. Seite 36 ist im genannten Heimatbuch vullum nicht mit „Graben“, sondern mit Dreck- bzw. Trümmerhaufen zu übersetzen; wodurch der Zustand der 1311 zerstörten Burg Jungingen gekennzeichnet ist.

OTTO STOCHDORPH

Eine versteckte Miniaturvedute von Hechingen aus dem 16. Jahrhundert

Neben die geographische, von Gelehrten entworfene Karte trat im 16. Jahrhundert die topographische Erfassung kleinerer Räume. Sie wurde anfänglich weniger mit Grundrißkarten bewältigt als vielmehr mit der perspektivischen Darstellung der Gegend in sogenannten Landtafeln. Als Beispiele aus dem süddeutschen Raum seien die Rottweiler Pürschgerichtskarte von David Rötlin, die Wangener Landtafel von Andreas Rauch und die im Fürstl. Archiv Sigmaringen vorhandene Landtafel des Ostrachtales genannt. Die Darstellung von Stadt- und Dorfansichten, von Bergen usw. auf den Landtafeln wurde – meist in schematischer Vereinfachung – dann auch in die Karten größeren Maßstabes übernommen und erst viel später durch Ortssignaturen bzw. Schraffierung oder Höhenschichtlinien ersetzt. Letzte Nachklänge der Landtafelmalerei sind noch in der Signatursprache der modernen Kartenwerke aufzuspüren, wenn etwa ein winziges Rad eine Wassermühle bezeichnet und Kreise oder hochgestellte Dreiecke je mit Schattenstrich nach rechts Laub- oder Nadelwald anzeigen.

Eine der ersten Karten größeren Maßstabes, die den hohenzollerischen Raum mit Einzelheiten darstellt, ist die Karte des „Wirtenberg. Ducatus“, die Abraham Ortelius mit kaiserlichem Privileg von 1579 in sein „Theatrum Orbis Terrarum“ aufnahm. Sie gibt einen Entwurf des herzoglich-württembergischen Oberrates Georg Gadner wieder, der später (1596) eine „Chorographia Ducatus Wirtenbergici“ ausarbeitete.

Auf der Gadner/Ortelius-Karte ist bei Städten, Dörfern und Burgen um den Positionskreis, der die exakte Lage angibt, jeweils eine kleine und schematisierte Ansicht eingezeichnet. Hechingen ist an der Starzel zwischen „Stetten“ und einer als „Wiesteagul“ bezeichneten Mühlen-signatur zu finden. Südostwärts liegt der „Zollern“, nordnordostwärts auf einem ebensohohen Berg eine „Stauff(e)nburg“. Diese „Stauffenburg“ etwa nördlich von Hechingen spielt in der Folgezeit die Rolle eines kartographischen Leitfossils: Bis ins ausgehende 17. Jahrhundert geben sich Karten von Schwaben, von Württemberg usw. als letztlich aus der Gadner/Ortelius-Karte abgeleitet zu erkennen, wenn sie die „Stauffenburg“-Eintragung enthalten, so z. B. die Württemberg-Karte in Merians Schwaben-Topographie von 1643 oder



die auf „um 1700“ datierte Karte des „Ducatus Wirtenbergici“ von G. Valk.

Verkehrt ist bei der „Stauffenburg“-Eintragung sowohl die Position NNO Hechingen als auch die Situation auf einem hohen Berg. Gadner wußte offenbar etwas von der Existenz einer Stauffenburg in der Nähe Hechingen, aber wie kam er zu der Darstellung eines Berges in der erwähnten Position? Einen Fingerzeig gibt die Vertauschung der Ortsnamen „Tala“ (Talheim) und „Meßing“ (Mössingen) weiter im Osten. Gadner hat seinen Entwurf mit Sicherheit nicht überall auf eigener Erkundung oder gar Vermessung aufgebaut, sondern sich in der damals allgemein gebräuchlichen Art fremder Kartenvorlagen bedient, deren Inhalt er übernahm. Die Nord-Süd-Vertauschung bei Talheim und Mössingen läßt vermuten, daß er für die Gegend um Hechingen eine nicht nach Norden, sondern nach Süden orientierte Karte als Vorlage zur Verfügung hatte. Eine solche Übernahme unter Drehung um 180° war für die Kartenzeichner der damaligen Zeit bei Grundriß-Konfigurationen weiter kein Problem, wohl aber bei Aufrissen wie bei Ortsansichten. Hier war ihnen sozusagen nur geläufig, daß eine Stadtsilhouette von Süden das Spiegelbild der Stadtsilhouette von Norden sei. Aus einer Ansichtsdarstellung von Norden war also durch spiegelbildliche Wiedergabe eine Ansicht von Süden abzuleiten.

Wendet man diese Überlegung auf die Wiedergabe von Hechingen auf der Gadner/Ortelius-Karte an und reproduziert sie seitenverkehrt, so wird eine Miniaturvedute „Hechingen und der Hohenzollern“ sichtbar. Vor dem



Ausschnitt aus der Gadner/Ortelius-Karte »Wirttemberg. Ducatus« (Atlasband der Württ. Landesbibliothek Stuttgart), etwa zweieinhalbjoch vergrößert. Teilausschnitt, seitenverkehrt.

im Hintergrund mächtig aufragenden Berg liegt die Stadt in vereinfachter Darstellung, links die Stiftskirche, rechts der beherrschende Bau des Schlosses vor dem Neubau von 1577–1595. In der Komposition besteht eine weitgehende Ähnlichkeit zu der von Merian in der Schwaben-Topographie von 1643 wiedergegebenen Ansicht; vielleicht entstanden beide in Anlehnung an eine noch ältere Vorlage. – Der Positionskreis liegt jetzt korrekterweise südlich der Starzel. Auch See und Mühle weiter rechts finden sich bei Merian wieder: der wüste Weiher und die Niederhechinger Mühlengruppe. Damit läßt sich auch „Wiesteagul“ als verschrieben aus „Wüstemühl“ entziffern. Vermutlich ist auch Stetten (vielleicht

auch „Lungingen“) aus der nach Süden orientierten Vorlage übernommen, denn auch dort liegt der Positionskreis auf dem falschen Starzelufer.

Wenn man von der nicht ganz außer Zweifel stehenden Möglichkeit absieht, daß das Wandgemälde im Chor der Kirche von Engstlatt unter anderem den Hohenzollern wiedergibt, stammen nach M. Schefold (Hohenzollern in alten Ansichten. J. Thorbecke-Verlag 1963) die bisher bekannt gewordenen Ansichten Hechings und des Hohenzollerns frühestens aus dem 17. Jahrhundert. Die versteckte Miniaturvedute auf der Gadner/Ortelius-Karte von 1579 ist dann trotz ihrer Kleinheit von heimatgeschichtlichem Interesse.

J. GRONER

Pfullendorf im Spanischen Erbfolgekrieg.

Warum wurde die Stadt am 27. Mai 1704 vom bayrischen Kurfürsten Max Emanuel nicht niedergebrannt?

Der Spanische Erbfolgekrieg: drei Herrscher kämpfen um mehr Macht.

Als am 1. November des Jahres 1700 der kinderlose König Karl II., der letzte Habsburger auf dem spanischen Thron, gestorben war, entbrannte unter seinen nächsten Verwandten der Kampf um seine Nachfolge, das heißt um den Besitz jenes Weltreiches, „in dem die Sonne nicht unterging“. Zwar hatte Karl kurz vor seinem Tod den Enkel seines Schwagers Ludwig XIV. von Frankreich, Philipp von Anjou, testamentarisch zum Erben eingesetzt, doch diese Nachfolge wollte Kaiser Leopold I. als Chef des Hauses Habsburg-Österreich nicht anerkennen und beanspruchte die spanischen Länder in Europa und Amerika für seinen Sohn Karl (den späteren Kaiser Karl VI., den Vater Maria Theresias)¹. In diese Thronstreitigkeiten mischte sich noch ein Dritter: der bayrische Kurfürst Max II. Emanuel, ehemals Statthalter Karls II. in den spanischen Niederlanden (dem heutigen Belgien) und Vater des ersten spanischen Thronerben. Tatsächlich hatte Karl II., um den befürchteten Krieg zwischen seinen Schwägern Leopold I. und Ludwig XIV.

zu vermeiden, Max Emanuels kleinen Sohn Josef Ferdinand zum Erben eingesetzt, doch das Büblein starb schon 1699 mit neun Jahren. Damit war des Vaters Traum, sein Haus aus der bürgerlichen Ärmlichkeit seines Kurfürstentums zur Macht und Würde einer Königskrone zu führen, ausgeträumt. Nun witterte der unbändig ehrgeizige Wittelsbacher eine Aufstiegsmöglichkeit im entbrennenden Krieg um den spanischen Thron, und da ihm Ludwig XIV. mehr zu versprechen schien als sein Schwiegervater Leopold², schlug er sich auf die französische Seite. Andererseits versuchte der Kaiser immer wieder, den Kurfürsten für sich zu gewinnen, um die europäische Front gegen Ludwig zu stärken, jedoch ohne Erfolg. Der Krieg begann 1701 und dauerte bis 1714.

Schlachtfeld Süddeutschland

In den ersten Jahren spielte sich der Kampf auf süddeutschem Boden ab, weil Habsburg und seine Verbündeten zunächst einmal Frankreichs „vorgeschobenen Posten“, eben den Kurfürsten von Bayern, militärisch und politisch unschädlich machen mußten. Nachdem Ludwig

XIV. dem Wittelsbacher schon 1703 mit Truppen zu Hilfe gekommen war, rückte 1704 erneut ein französisches Heer unter Marschall Tallard durch das Kinzigtal in Zielrichtung Bayern heran. Max Emanuel seinerseits war inzwischen mit seiner Armee von Ulm aus die Donau hinaufmarschiert, um abmachungsgemäß den Franzosen entgegenzukommen. In Riethem bei Villingen trafen sich die beiden Feldherren, doch zur großen Enttäuschung des Kurfürsten durfte sich nur ein kleiner und minderwertiger Teil der französischen Regimenter mit den Bayern vereinigen, während Tallard seine besseren Mannschaften selber ostwärts weiterführen wollte. Als die Kaiserlichen die Operation Max Emanuels bemerkten, zogen sie ihre verstreuten Truppen bei Rottweil zusammen und stießen unter dem Markgrafen Ludwig von Baden nach Süden, um dem Kurfürsten den Weg nach Bayern abzuschneiden. Dieser wich daher gegen den Bodensee aus in der Hoffnung, auf der Verbindung über Stockach in sein Land zu entkommen. Tatsächlich gelang es ihm, am 23. Mai die Stockacher Linien zu überwinden und vor den Augen seiner Verfolger in das österreichische Städtchen einzudringen. Die Nacht zum 24. verbrachte die französisch-bayrische Armee zwar in Gefechtsbereitschaft, doch zu einer ernsthaften Auseinandersetzung kam es nicht. Vor allem schreckte Markgraf Ludwig vor einer offenen Feldschlacht zurück, obwohl die strategischen Verhältnisse durchaus günstig für ihn standen und durch seinen etwaigen Sieg der Krieg im Deutschen Reich rasch beendet worden wäre. Am Morgen des 25. Mai zog der Kurfürst weiter, ließ jedoch beim Abmarsch aus Verärgerung über den Widerstand, den er vor Stockach angetroffen hatte, die Stadt erbarungslos in Brand schießen. Dann schlug er unbehelligt seinen Weg über Pfullendorf – Saulgau – Steinhausen – Biberach nach Wiblingen bei Ulm ein, während die Kaiserlichen in Richtung Meßkirch – Krauchenwies der Donau zustrebten.

Max Emanuel zieht nach Pfullendorf

Einen Tag nachdem das alte Stockach oben auf dem Berg in Schutt und Asche gesunken war und damit sein historisches Gesicht für immer verloren hatte, traf Max Emanuel in Pfullendorf ein und nahm sogleich im Vorstadtgasthaus „Zum weissen Ochsen“ Quartier³. Er brauchte auf dem Weg hierher zwar keinen militärischen Widerstand zu brechen, doch da die Reichsstadt zum Kaiser hielt, dachte ihr der immer noch erregte Kurfürst das gleiche Schicksal wie Stockach zu. Allein da geschah, was der Pfullendorfer Benefiziat Franz Andreas Rogg in seiner Chronik berichtet: „1704 (zu ergänzen wäre: 26. Mai). In dem Spanischen Successionskrieg, da das Reich mit Kayserlichen, Frantzösischen, Bayrischen Völkhern überzogen lage, und damahls Stockach verbrennt wurde, ist Churfürst Maximilian aus Bayern mit seiner Mannschafft nacher Pfullendorff komen undt in der Vorstatt zum weissen ochsen sich einlogiret, den Befelch ertheillt, auch Pfullendorff zu verbrennen. Wie dan schon die Soldaten mit den raubsäckhen⁴ über den rücken im anmarsch waren, zuerst das orth auszueblinderen, hernach mit feuer anzustecken, da war Pater Leo, Vicarius in Hödingen, Provinciae Bavariae, ordinarius hirhero, zu allem glückh allhier, der sich nebst den oberen der Statt zu Ihro Churfürstlichen Durchlaucht begeben, fueßfellig niedergelassen und umb Pardon gebetten, auch solche erhalten, der Soldadesca den Befelch zum abwich ertheillt haben“⁵.

Ein Franziskaner rettet die Stadt

Wer war nun dieser „Pater Leo“? Nachforschungen beim bayrischen Franziskanerarchiv München und in sei-

nem Heimatort haben ergeben, daß es sich um *Kaspar Ritter* aus Andelsbuch bei Bregenz handelt, der 1692 mit dem Namen „Leo“ in die bayrische Provinz der Franziskanerreformaten eingetreten war („Provinciae Bavariae“). Zwei Menschenalter zuvor (1624) war das verlassene Dominikanerinnenkloster Hedingen bei Sigmaringen von diesen Reformfranziskanern übernommen worden und gehörte somit zur bayrischen Provinz. Der Zufall wollte nun, daß P. Leo Ritter um 1700 nach Hedingen versetzt und mit der Seelsorgeaushilfe, vor allem als regelmäßiger Beichtvater (confessarius „ordinarius“), in Pfullendorf betraut wurde. Der Pater, der im Hedinger Kloster den Rang eines Stellvertreters des Hausoberen („vicarius“) bekleidete, machte seine Sache in der Stadt anscheinend sehr gut und stand darum bei Magistrat und Volk in hohem Ansehen. So hielt man ihn für den rechten Mann, um zusammen mit dem Bürgermeister Hornstein und einigen Stadträten den bitteren Gang in den „Weißen Ochsen“ zu tun. Und was der vereinigten Geistlichkeit in Stockach nicht gelungen war, gelang dem schlichten Mut des Franziskaners in Pfullendorf. Der Kurfürst, sonst gar nicht zimperlich und in morali-bus der Sache der Gottesmänner keineswegs immer gehorsam, ließ sich vom Charme des braunen Barfüßers bezwingen und nahm seinen grausigen Befehl zurück. 19 Jahre nach diesem Ereignis starb P. Leo Ritter in Landshut am Lech (8. Mai 1733). Als Retter Pfullendorfs von 1704 steht er würdig neben dem Pfarrer Ulrich, dessen Fürsprache bei König Friedrich II. der Aufstieg des Dorfes zur Stadt 1220 zu verdanken ist.

Der Kurfürst verspielt sein bayrisches Land

Während nun Max Emanuel am folgenden Tag, also am 27. Mai, die Stadt Pfullendorf hinter sich ließ, waren die mit dem Kaiser verbündeten Engländer und Holländer unter General Marlborough in Richtung Ulm aufgebrochen, um sich mit der Reichsarmee zu vereinigen. Dies geschah am 22. Juni bei Westerstetten. Am 2. Juli prallten die feindlichen Heere an dem von den Bayern befestigten Schellenberg bei Donauwörth aufeinander. Dreimal ließ Marlborough vergeblich stürmen, bis die 58 000 Aliierten schließlich die 11 000 Bayern unter dem Grafen Johann Bapt. von Arco aus ihren Stellungen hinauszwerfen vermochten. Max Emanuel zog sich sodann nach Augsburg zurück, und bald darauf erschien ihm gegenüber auf den Höhen von Friedberg die vereinigten österreichischen-holländischen-englischen Truppen.

Nun versuchte man von kaiserlicher Seite den Konflikt nochmals gütlich zu lösen, d. h. den Kurfürsten für die habsburgische Partei zu gewinnen. Doch was der unbändige Mann aus Bayern wollte, ein großes Land und eine Königskrone, wie sie seine Standeskollegen in Brandenburg und Sachsen bereits errungen hatten, konnte ihm Leopold aus politischen Gründen nicht bieten. Schließlich verlor Max Emanuel das Interesse an Verhandlungen. Erneut setzte er auf militärischen Sieg, zumal es inzwischen Marschall Tallard geglückt war, mit seinen Hilfstruppen bis nach Bayern vorzudringen und zur kurfürstlichen Armee zu stoßen. Nach einigem Hin- und Hermanövrieren der feindlichen Heere kam es am 13. August 1704 zur Entscheidungsschlacht zwischen Höchstädt und Blindheim an der Donau. Den umsichtigeren Aliierten unter Marlborough und dem Prinzen Eugen gelang es hier, nach vielstündigem, verbissenem Kampf schließlich den von Tallard kommandierten Flügel einzudrücken und damit die gesamte bayrisch-französische Front aufzurollen. Nach verlorener Schlacht zog sich der unverzagte Kurfürst mit dem Rest seiner Armee nach Ulm zurück, nicht ohne Lust, dem Feind

nochmals die Stirne zu bieten. Doch die demoralisierten Franzosen wollten nicht mehr mitmachen, und so blieb ihm nichts anderes übrig, als mit ihnen über den Rhein nach Frankreich zu fliehen. Erst dadurch erlangte der Sieg von Höchstädt seine volle Bedeutung.

Unser Chronist zögert nicht, dieses Ereignis in seinen Text nachträglich noch hineinzuflicken: „1704. 13. August: hat der Herzog von Marleburg nebst dem Printzen Eugenio die Frantzen totaliter geschlagen. dis geschahe ohnweit Hochstätt und dem Dorff Blindenheimb. Zum Angedeckhen hat gedachter Herzog seiner Herrschafft Woodstock in England einen prächtigen Pallast erbauen, und den namen Blindenbeimb geben lassen.“

Max Emanuel darf zurück

Zehn Jahre lang lebte Max Emanuel, ein Fürst ohne Land und von Kaiser Joseph I. aus dem Reich verstoßen, in Frankreich, ganz auf die Gnade Ludwigs XIV., des Schwiegervaters seiner Schwester, angewiesen. Zwar bekam er öfters militärische Aufträge, doch das Glück wollte sich nicht mehr mit ihm verbünden. Nach weiteren militärischen Niederlagen Frankreichs versiegten schließlich die finanziellen Mittel der Hauptkontra-

ten des Streitens, und so kam es zu den Friedensschlüssen von Utrecht (1713), Rastatt und Baden in der Schweiz (1714). Das Ergebnis war dieses: Philipp von Anjou blieb als Philipp V. auf dem spanischen Thron, die spanischen Nebenländer Mantua, Neapel, Sardinien, Mailand und die Niederlande fielen an Österreich, und Max Emanuel durfte als Kurfürst ins frühere Bayern zurück.

Der Schlußakt: Prinz Eugen in Pfullendorf

Und nun berührt die große Geschichte, nachdem sich der Ring der Ereignisse geschlossen hatte, nochmals unsere Stadt. „1714, 12. September, nach geschlossnem Frieden zu Baaden in der Schweiz zwischen dem Kayser und Frankreich“, so vermeldet unser Berichtstatter Rogg, „sind S. Hochfürstliche Durchlaucht Printz Eugenius unter losgebendem großen geschütz allhier angelant und beym rothen Ochsen“ – das Gegenstück zu 1704!⁶ – „von löblichem Magistrat empfangen und Beneventiret (begrüßt) worden. Nach eingenommenem mittagsmahl unter lösung des geschützes und 3 mahligem gegebenem Salve von gesambter Burgerschafft von hier nach Altschhausen abgereist“⁷. Das Bild des Prinzen Eugen im Amtszimmer des Bürgermeisters erinnert noch heute an den Besuch des berühmten Feldherrn in unserer Stadt.

¹ Sowohl Ludwig XIV. wie auch Leopold I. waren mit einer Schwester Karls II. verheiratet. Der tiefere Grund für den Einspruch Leopolds gegen die Bourbonennachfolge in Spanien war die Furcht vor der Übermacht Frankreichs. Dieser Überlegung schlossen sich zahlreiche andere Mächte an, vor allem England und Holland, was schließlich zur militärischen Allianz gegen Ludwig führte.

² Max Emanuel war in 1. Ehe mit der Tochter Leopolds, Maria Antonia († 1692), verheiratet gewesen. Aus dieser Ehe ging der oben erwähnte Kurprinz Josef Ferdinand hervor.

³ Das eindrucksvolle dreistöckige Gasthaus mit hohem gotischen Giebel steht heute noch in alter Funktion in der „Vorstadt“ an der uralten Straße, die von Stockach und Überlingen her über Aach-Linz westlich in die Stadt hinein führt (heute: Überlinger Straße 19). Da die „Vorstadt“ außerhalb der Stadtmauern liegt, brauchte der Kurfürst zum Quartiernehmen also nicht einmal an das nächstliegende Stadttor (Engelinstor) zu klopfen. Bayrische Truppen Max Emanuels – 14 Bataillone Infanterie und 26 entsprechende Einheiten (Eskadronen) Kavallerie – lagen übrigens bereits um den 17. September 1702 einmal vor den Toren der Stadt (auf dem Gelände vor dem Oberen Tor). Damals hatte Feldmarschall Johann Bapt. von Arco im Auftrag des Kurfürsten den von Ludwig XIV. entsandten Hilfstruppen unter Marschall Villars, der bei Weil den Rhein überqueren und dann den Oberrhein heraufziehen sollte, bis Stühlingen entgegenzugehen. Doch da der Vormarsch Villars' nicht abmachungsgemäß vonstatten ging, machte von Arco vor Pfullendorf halt und schickte zur Erkundigung einen Offizier zu den Franzosen nach Straßburg, zugleich mit der Drohung, der Kurfürst würde sich von Villars (seinem persönlichen Feind) desavouiert fühlen, falls dieser nicht nach übereingekommenem Plan weiteroperiere, und, wenn dies zutrefte, sogleich den Rückmarsch nach Bayern antreten. Tatsächlich zog Villars nach Überschreitung des Rheines talabwärts nach Offenburg, um über den Schwarzwald nach Bayern zu gelangen. Von Arco machte darum zur Überraschung der ahnungslosen Pfullendorfer plötzlich kehrt und verschwand mit allen seinen Truppen dahin, von wo er gekommen war. Dies ist der strategische Hintergrund für die etwas unverständliche Darstellung von Joh. Schupp, der dafür die Notizen eines Pfullendorfer Augenzeugen benutzt („Denkwürdigkeiten der Stadt Pfullendorf“ 1967, S. 346 ff.; vgl. *De Vault-Pelet*, Mémoires II, 574 ff.).

⁴ Johann Schupp spricht an dieser Stelle von „Laubsäcken“ („Denkwürdigkeiten der Stadt Pfullendorf“ 1967, S. 350). Dies hat jedoch nicht nur keinen Sinn (Ende Mai gab es kein dürres Laub mehr zum Häuseranzünden, und im übrigen wurden die Ortschaften durch Artillerie in Brand ge-

schoßen), sondern widerspricht auch dem eindeutig lesbaren Text in beiden Rogg'schen Chroniken.

⁵ In den Ratsprotokollen der Freien Reichsstadt Pfullendorf finden sich keine Hinweise auf die Kriegereignisse der Jahre 1702 und 1704. Für diese Zeit kommen 2 Protokollbücher in Frage (Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 70, Fasz. 475 und 476). In dem einen jedoch (Fasz. 476) ist in den 4 Protokollen zwischen dem 5. September und 11. Oktober 1702 nichts entsprechendes verzeichnet, und zwischen dem 20. Mai und 3. Juni 1704 hat offenbar, dem Schweigen des Protokollbuches nach zu schließen, keine Ratssitzung stattgefunden. Im anderen (Fasz. 475) besteht eine Lücke vom 7. Mai bis zum 17. November 1704. Diese Lücke wird zwar durch die Protokolle vom 20. Mai bis 23. Oktober 1704 des Fasz. 476 in etwa ergänzt, doch auch hier ist für die Zeit vom 21. Mai bis zum 2. Juni keine Aufzeichnung vorhanden und damit vom Erscheinen Max Emanuels und der Gefahr für die Stadt keine Rede. Der Bericht des Benefiziaten Franz Andreas Rogg bildet also die einzige Quelle für die kriegerische Berührung Pfullendorfs im Spanischen Erbfolgekrieg im Jahr 1704. Da der geschichtsbewußte Geistliche selbst den Ereignissen noch nahe stand – er wurde 1712 geboren – und sich jedenfalls durch seinen Vater und andere unmittelbare Zeugen leicht informieren konnte, steht die Zuverlässigkeit seiner Berichterstattung über allem Zweifel.

⁶ Das Gasthaus „Zum roten Ochsen“, eines der mächtigsten Bürgerhäuser der Stadt, an der Alten Postgasse, zugleich Thurn- und Taxische Poststation, brannte 1882 ab. Der Neubau ist durch eine Freitreppe gekennzeichnet.

⁷ Absteigequartier im Freien Reichsdorf Altshausen war die Landkomturei des Deutschen Ordens (heute Schloß des Herzogs von Württemberg).

Hinweise:

De Vault-Pelet (Ed.): Mémoires militaires rel. à la succession d'Espagne, vol. II, Paris 1836.

Gebhardt, Bruno: Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 2, 9. Aufl. 1970.

Hüttl, Ludwig: Max Emanuel. Der Blaue Kurfürst 1679–1726. Eine politische Biographie. Südd. Verlag 1976. – Mit ausführl. Quellen- und Literaturverzeichnis.

Landmann, Karl: Kurfürst Max Emanuel. Regensburg 1908.

Landmann, Karl: Die Kriegsführung des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern 1703 und 1704. 1898.

Rogg, Franz Andreas: Locus triumphalis 1774. Handgeschriebene Chronik der weiland Freien Reichsstadt Pfullendorf. Gemeindegarchiv der Stadt Pfullendorf.

Wagner, Hans: Aus Stockachs Vergangenheit. Hegau-Bibliothek Bd. 11. 1967.

Zur Sprache unserer Vorfahren.

Eine mundartliche Betrachtung aus Hettingen.

Als kleiner Beitrag zu einer mundartlichen Plauderei werden einige, bei der Hettinger Großelterngeneration noch vorhandene Wörter nach Form und Inhalt ausgelotet oder besser belauscht. Dialekt ist Reichtum und ein Mittel des natürlichen seelischen Ausdrucks. Wer einen so ausdrucksvollen, bilderreichen Dialekt noch versteht, lebt fast zweisprachig wie ein Grenzländler und hat Zugang zu einem Kulturbereich, zu welchem allen Menschen ohne Dialektverständnis die Antenne fehlt.

Die folgende Zusammenstellung soll eine kleine Kostprobe eines gedachten Wörterbuches der Albsprache sein, wobei die Herkunftsbezeichnungen Althochdeutsch (750–1050) oder Mittelhochdeutsch (1050–1300) in folgender Weise abgekürzt werden: ahd und mhd.

alafinzig: schalkhaft, boshaft. Aus dem Italienischen *alavanzo* in der Bedeutung zum Vorteil, zum Betrug beim Handeln. mhd. *vanz* der Schalk. – *Bletz*: Lappen, Fetzen, ahd. *blezzo*. – *bära*: Traggestell auf einem Karren. Dieses Wort ist im hochdeutschen noch vorhanden als Bahre. – *Breme*: Eine Bremse, ahd. *bremo*, die Stechfliege. – *bschnotta*: dürftig, mhd. *snoede* im Sinne von ärmlich, gering. – *dengeln*: hämmernd schärfen. Ein Wort aus der Bauernsprache. Die Sense wird „gedengelt“ d. h. mit dem „tangol“, ahd. Hammer, geklopft. – *firben*: Wenn eine Frau „firbt“ kehrt sie den Hof oder die Stube. ahd. *furbian*. – *gelta*: Obst oder Wasser befindet sich in einer „gelta“, in einer Holzwanne. ahd. *gellita*, mhd. *gelte*. – *Gotte, Götte*: Patin und Pate, ahd. in der Bedeutung Vater und Mutter vor Gott. – *gotzig*: das Wort ist eine Zusammenziehung aus *gottseinzig*. Ein Begriff, der christl. Vorstellung entnommen, einzig wie Gott, daher *a gotzigsmol*. – *Grimma*: Bauchweh, mhd. *krimmen*, im Sinne von mit Krallen fassen. Ein phantasievolles Bild: das Gedärm wird wie von unsichtbaren Geisterkrallen gezwickt. – *Grattel*: Stolz, mhd. *greten* d. h. mit gespreizten Beinen gehen. – *gronen*: Von Kindern sagt man, daß sie gronen d. h. gedeihen, mhd. *gruonen* gleich grün werden. – *Gschnuder*: Wer Schnupfen hat, kämpft gegen eine gereizte Nasenschleimhaut. d. h. mhd. *snuder*. – *Gitterle*: Verkleinerungsform für Gutter, eine Flasche oder ein Medizinglas. Herkunft aus dem Lateinischen *gutta*, der Tropfen. Ein Gefäß, in dem viele Tropfen gesammelt sind, ist ein *gutarium*. – *Häs*: Kleidung, mhd. *hätz*, der Rock. Bei Hartmann von Aue um 12. Jahrhundert heißt es z. B.: er leite an sin häse, er zog seinen Rock an. – *helinga*: mhd. heimlich, Walther von der Vogelweide sagte in einem Gedicht von der Liebe, sie sei ein „helinc“, ein wohlbehütetes Geheimnis. – *heina*: weinen, mhd. honen oder hünen in der Bedeutung heulen von Hunden. – *helden*: ein Faß schräg stellen, ein ahd. Wort *heldan*. – *Hoschtube*: Abgeschliffen aus dem Wort Hofstube, in der man sich versammelt. Man sagt daher „auf d’Hoschtube kommen“. – *Klär*: Keller, mhd. *kelre*, lateinisch *cellarium*. Der Keller war nicht nur eine Sache des Hauses, in Hettingen gab es z. B. manche Keller frei im Markungsbereich. Ein kaum erkennbarer in Richtung Hermentingen oder im Tal der Brauereikeller, genannt „Brui’s Kär“. – *Kumpf*: Gefäß, in dem der Wetzstein steckt beim Mähen. Der plastischen Anschauung diene auch der Vergleich mit menschlichen Nasen. – *losen*: horchen, ahd. *hlosen*. – *Nuschter*: vom Rosenkranz, abgeleitet von *pater noster*. – *Peterle*: keineswegs nur die Koseform von Peter. Peterle ist eine Jacke, entstanden

aus „beederwand“ d. h. ein Stoff aus „beiderlei“, Garn, Wolle u. Lein. Der 2. Teil des Wortes fiel weg, und aus „beeder“ wurde allmählich Peter. – *Reinfle*: das letzte Stück am Brotlaib, ahd. *ramftl*. – *riebig*: ruhig, mhd. *ruowic*, das Zeitwort *ge* - ruowen wird zu *gruoben* in der Bedeutung ausruhen. – *Schindmähr*: ein Schimpfwort, das soviel bedeutet wie „Mähre“, altes Pferd, das nur für den Schinder taugt. Warum der Sprechende nur an weibliche Wesen denkt, bleibt sicher ein Geheimnis, zumindest eine Eigenwilligkeit männlicher Gemütsverfassung. – *Siach*: Ein Schimpfwort: „dummer Siach“, ursprünglich in der Bedeutung von krank. Im Hochdeutschen noch vorhanden in den Wörtern dahinsiechen oder Siechtum. Im Mittelalter gab es auch das Siechenhaus. – *stauhaweiß*: blaß d. h. so weiß wie die „stuche“ oder das Kopftuch einer Frau. – *stet*: langsam aus ahd. *stati*. – *sträla*: von mhd. *strälen* in der Bedeutung von kämmen. – *triela*: aus dem Mund träufeln, mhd. *triel*, bedeutet die Lippe und auch der Mund. – *vergelstert*: verwirrt, mhd. *vergalstern* im Sinne von verzaubern. Ein „Galster“ ist ein Zaubergesang. – *Waidag*: Schimpfwort, mhd. *wetac*, bedeutet der Wehtag, d. h. die fallende Sucht. – *Weihsang*: Ein Kräuterbündel, von weihen u. mhd. *sange* im Sinne von Büschel von Ähren. – *Ziefer*: ahd. *zebar*, was soviel bedeutet wie Opfertier z. B. Hühner und Enten. Im Dialekt übertragen auch auf die Kinder. Im Hochdeutschen ist nur noch das Wort Ungeziefer vorhanden, was soviel heißt wie unrein. Es kann daher nicht als Opfertier verwendet werden.

JOHANN ADAM KRAUS

Uralte Erzgewinnung

In der Hohenzollerischen Heimat 1977 S. 29 war die Rede vom Bohnerz unserer Alb, sowie den in Norddeutschland bekannten Rennfeuern, die man bei uns im Schwäbischen *Blauöfen* nannte als Vorgängerinnen der Hüttenwerke und Hochöfen. Schon vor den Römern haben bei uns die Kelten das Erz zu schmelzen gewußt. Im J. 1525 werden in Nähe des Monkbirges und Kornbühls bei Salmendingen *die Bläwinen* genannt, wohl abzuleiten von *bläjen* oder *schmelzen*, also Schmelzöfen oder Schmelzhütten (Salmend. Heiligenrodel bzw. Bucks Flurnamenbuch: Bläjen). Zunächst in Erdlöchern, bald aber in Lehmbauten bis 150 cm Höhe mit Durchmesser von 30–90 cm, hat man die Erze flüssig zu machen gesucht. Die Bläjen wurden wegen der wichtigen Hangwinde in der Regel an Talhängen in Wassernähe erbaut. Manche hatten unten an der Seite ein Loch zum Abstich der Schlacken und im Boden eine vorgesehene Ablaufrinne. Der Rennofen oder die Bläje bestand unten aus einem runden wannenartigen, in die Erde eingetieften Herd, der mit Lehm ausgekleidet war. Daran schloß sich nach oben ein etwas verjüngter Schacht an, auf dem manchmal eine Lehmkuppel saß. Die Beschickungsöffnung war ähnlich der eines Töpferofens. Sie wurde nach der Füllung geschlossen. Die notwendige Luftzufuhr erfolgte durch seitliche Düsen oder Löcher. Hier ange-setzte Blasbälge verstärkten den Schmelzvorgang. Vermutlich heizte man den Ofen zunächst unten im Herd mit Holzkohlen an und füllte ihn dann mit einem Gemisch aus Erz und Holzkohlen, wie die heutigen Schlackenfunde zeigen. In der Steiermark hat man darüber verschiedene Versuche angestellt. Zunächst wurden kleine Stückchen kohlenstoffreines Eisen aus dem Erz geklopft, die durch das Kohlenstoffgas ziemlich schnell flüssig wurden und in die tieferen Schichten hinabtropften und sich zu größeren Metallklötzen verbanden. Um Stahl zu erhalten ist allerdings der richtige Augenblick zu wählen,

andernfalls muß man den Klotz nachträglich im Holzkohlenfeuer „aufkohlen“. Durch Öffnen des Abstichloches kann man die Schlacken entfernen. Um das verhüttete Eisen aus der Bläje zu erhalten, muß man freilich diese teilweise aufbrechen, also zerstören. Vom gewonnenen Eisen entfernte man die Schlacken, Erz- und Kohlenreste und schmiedete es zu Spitzbarren in Doppelpyramidenform oder zu Eisenstangen. (Nach W. Werth in Basler Geographische Hefte Nr. 15, 1977 S. 294). Auf der vorderen Falkenburg bei Burladingen fand ich in den 30er Jahren noch viele Eisenschlacken, offenbar Rückstände der Blä-Hütte des Burgschmieds oder gar noch aus späterer Zeit, da hier die Lüfte bzw. Aufwinde besonders stark zu sein pflegen.

Hans Hospach / ein vergessener „Prophet“ aus dem Killertal

Unser Landsmann, H. H. Josef Schülzle aus Burladingen, Bibliothekar in Aarau (Schweiz), entdeckte im Katalog 270 des Antiquariats INTERLIBRUM in Vaduz (Fürstentum Liechtenstein) als Nr. 179 ein hochinteressantes Büchlein, das im Jahre 1564 in Erfurt gedruckt wurde. Mit steigendem Staunen liest man da:

„Ein Neuwer Luoginsland.

Ein Wunderbarliche und wahrhaftige Weissagung zukünftiger Ding, so geschehen sollen von dem 1564 er Jar an bis auff das 1613. Jar. Es stah in diser Practica geschriben / Wem sie in die hend wirt, der solls nit lassen ligen / Und wirt darinn geschriben stahn / Wie es soll in der gantzen Welt zuo gahn / Und wie sie wirt ein end han.“

Unten steht: „Gestellet durch Hans Hochspach, den man nennet Vogts Hans von Killer, im Killerthal gelegen, in der Graffschafft Zoller.“

In der Mitte des Titelblattes sieht man (laut Ablichtung) einen malerischen Titelholzschnitt, der einen Bauern oder Landmann in ländlicher Umgebung zeigt. Vor ihm steht neben einem Bauernhaus ein großer vielästiger Weidenbaum, im Hintergrund sieht man Büsche, Berge und Hügel, zwischen denen ein Kirchturm hervorschaut. Am Himmel steht (über dem Haus) das letzte Viertel des Mondes mit einem leuchtenden Hof, dazu zwölf Sterne herumgestreut und eine kleine Wolke. Der Bauer, der mit der rechten Hand auf den Mond deutet, mit der linken auf das Bauernhaus, trägt eine Pletschkappe, ein gegürtetes Wams mit Schwert an der Linken und rechts einen Brotbeutel, dazu hohe Stiefel, deren obere Ränder umgeschlagen sind. Das überaus seltene Büchlein enthält nur 16 unnummerierte Papp-Blätter in Schmalquart. Die Holzschnitte im Text zeigen die verschiedenen Mondphasen, wie andere in jener Zeit üblichen Voraussagen. Es handelt sich um ein weithin unbekanntes Druckstück, für das auch ein entsprechend hoher Preis angesetzt ist. Wetter- und Katastrophen-Voraussagen sind vermischt mit Krankheitsrezepten für Tiere und Menschen (z. B. Podagra-Gicht) und betreffen z. B. bis 1566 kommende Kriege, Religionsänderung, Verfolgung von Geistlichen, Türkengefahr, Sturz des päpstlichen Stuhles, Vertreibung des Papstes und der Seinen, Streit der Gelehrten, neue Ketzereien, 1588 dann Einfall der Weltschen und Kriegszug in die Schweiz, wo (in bezug auf Klaus von Flüe) von einem alten grauen Schweizer mit langem Bart die Rede ist. Ferner von einer Schlacht zwischen Schweizern und Kaiserlichen in der Gegend von Tübingen und Rottenburg bei dem Busch, den man Birkley nennet (gemeint ist zweifellos der in der OA Beschreibung Rottenburg mehrfach erwähnte Grabhügel Birchinleh-Bürglai bei Rottenburg). Dabei werde der

Neckar drei Tage lang blutfarbig sein. Dann ist die Rede (S. 9) von streitenden frommen Prädikanten und Meßpfaffen, von Ordnung der Planeten, Sonnenaufgängen, Schleifung der Engelsburg in Rom, Beschimpfungen des Papstes (S. 17), neidigen Nonnen, Mönchen und Geistlichen, die selbst unter beiden Gestalten kommunizieren, es aber den andern versagen! Dr. Martin Luthers Lehren (S. 20) gegen Ablass und Seelmessen werden herausgestellt, so daß der Standpunkt des Verfassers eindeutig geklärt ist. Dann werden wieder Schlachten prophezeit bei Diessenhofen und im Filstal unweit des Sauerbrunnens und schließlich heißt es S. 24: „Getruckt zu Erdpfort“, was der Katalog als Erfurt deutet, aber m. E. ebensogut ein Deckname sein kann, etwa für Reutlingen? Die noch im fürstl. hohenz. Archiv liegenden Protokolle etc. könnten vielleicht den vergessenen Propheten aus Killer näher beleuchten. Seine Familie wird dort schon 1544/48 genannt.

Das Rätsel Fehla

Fehla, antiquarisch auch Vehla geschrieben (wie Vestung statt Festung), heißt bekanntlich ein Bach, der aus einer starken Quelle innerhalb des Dorfes Burladingen entspringt, die Orte Gauselfingen und Neufra durchfließt und zwischen Hettingen und Hermentingen in die Lauchert mündet. Über den Namen Fehla hat vor über 100 Jahren der gelehrte Dr. Michel R. Buck in den Mitteilungen des Geschichtsvereins (1871,98) Betrachtungen angestellt. Weil er jedoch keine ältere Wortform kannte, mußte sein Versuch unbefriedigt bleiben. Er postulierte (auch in seinem Oberdeutschen Flurnamenbuch 1881) eine nicht nachweisbare Form Felwa, Felwaha, das Felbenbach bedeuten würde. Aha und -ach wäre die deutsche Form des lateinischen aqua -Wasser. Man kennt zwar eine Weidenart Felben, aber solche gibt es (wenigstens im Oberlauf der Fehla) heute nicht, obwohl die zollerische Landesordnung seit 1600 immer wieder einschärfte, es müßten bei Burladingen am Bach Felben gepflanzt werden. Inzwischen haben sich jedoch alte Wortformen der Fehla gefunden, die auf ganz andere Herleitung deuten.

Im Jahre 1444 lautete der Bachname „(an der) *Welhan*“, bzw. *Velhan*, 1454 dann *Felg*, 1468, 1505 und 1584 *Felben*, 1490 *Felchen* und ab 1600 *Vellen* und *Fehl* oder *Fella*. Die anlautenden W, V und F sind sprachlich nächstverwandt, fast austauschbar. Aus diesen urkundlichen Formen ergibt sich klar, daß das H *nicht* der Dehnung des vorausgehenden Vokals diene, sondern als CH ursprünglich organisch war und *hinter* dem L seine Stellung hatte. Erst nach 1500 erscheint es gelegentlich, aber irrig, vor das L gerutscht. Otto Springer nennt in seinem Buch „Flußnamen in Württemberg-Baden“ 1930,186 im Badischen einen *Felgengraben*, der zu obiger Form Felg von 1454 paßt. Wiederum sind die Gaumenlaute G und CH nächstverwandt und sind sogar im Lauf der Ortentwicklung gelegentlich ausgetauscht. Wir kennen die Krummhölzer, die man am Radkranz *Felgen* (schwäb. *Fealga*) nennt. Falgen heißt man das Pflügen (Umwenden) des Brachfeldes im Juni. Auch das Zeitwort *walken* bedeutet ursprünglich ein walzendes drehendes Hin- und Herbewegen, wie schwäb. *walen* = sich wälzen. Somit liegt der Schluß nicht zu weit, daß die Fehla, oder geschichtlich richtiger *Felcha* (Felch-ach), den Begriff des „sich windens, drehens, biegens“ ausdrückt. Wer den Bach vor 40–50 Jahren sah, dem sind sicher die vielen Windungen und Schleifen aufgefallen, die inzwischen teils begradigt sind. Nicht zufällig ist in einer Urkunde von 1468 die Rede von „Bugen“ (Biegungen) in der Felhen, die somit „biegungsreicher Krummbach“ bedeutet.



Lok 15, Tenderlokomotive. Stärkste und beste Lokomotive der Hohenzollerischen Landesbahn. 1940 erworben, 1965 verschrottet.
(Foto Botho Walldorf)

BOTHO WALLDORF

Museumslokomotiven in Hohenzollern

Zu den heute an vielen Orten betriebsfähig erhaltenen Museumslokomotiven gehören auch vier Dampflokomotiven aus Hohenzollern. Zum besseren Verständnis, warum gerade diese vier übrig blieben, soll hier ein kurzer Abriss der Dampflokepoche in Hohenzollern gegeben werden.

Bei der Inbetriebnahme der Hohenzollerischen Landesbahn (HzL) von 1900–1912 wurden zunächst 8 zweiachsige Lokomotiven beschafft (Nr. 1d-6d, Nr. 1c-2c). Mit steigendem Verkehrsaufkommen folgten vier- und fünfachsige Lokomotiven (Nr. 11 + 12 sowie Nr. 21 + 22). Außer der HzL betrieb das fürstlich hohenzollerische Hüttenwerk ab 1900 eine zweiachsige Lokomotive, die mit ihren 43 Dienstjahren bereits auch wie „Margarete“, gesellte. Beide Lokomotiven versahen bis 1976 täglich Rangierdienst in Lauchenthal. Zu diesem Zeitpunkt beschaffte das Hüttenwerk eine Diesellokomotive, die mit ihren 43 Dienstjahren bereits auch wieder ein Museumsstück ist. Die Lok „Margarete“ wurde für 5000 Mark an die Gesellschaft zur Erhaltung von Schienenfahrzeugen (GES), Stuttgart, verkauft, die sie weiterhin betriebsfähig erhalten will. Die Lok „Rosa“ ging an Eisenbahnfreunde in Aschaffenburg.

Die reine Dampflokepoche bei der HzL endete 1934 mit Beschaffung der ersten Dieseltriebwagen (VT1 + 2 zwei-

achsige, 1934–1975, und VT3 vierachsige, 1936–1968). Damit wurden die zweiachsigen Lokomotiven aus der Eröffnungszeit überflüssig; sie wurden bis 1958 alle verschrottet bzw. verkauft.

Für den Güterverkehr wurden in den dreißiger und vierziger Jahre noch weitere – meist gebrauchte – Dampflokomotiven von der Reichsbahn erworben. Die stärkste von ihnen war die Nr. 15 „Tenderlokomotive für Hohenzollern mit Gegendruckbremse und Ventilsteuerung“, die im April 1940 fabrikneu von der Maschinenfabrik Esslingen geliefert wurde.

Der Strukturwandel im Güterzugverkehr begann mit der Beschaffung der beiden Diesellokomotiven V81 und V82 im Jahre 1957. Bis 1963 waren die Dampfloks noch oft im Dieseleratzverkehr zu sehen. In diesem Jahre wurde die dritte Diesellok V121 erworben. Die große Ausmusterungsaktion von Dampflokomotiven begann im Jahre 1957 (Lok 142), 1958 (Lok 6, 14, 22), 1962 (Lok 21), 1964 (Lok 12), 1965 (Lok 15, 141).

Es waren die letzten Landesbahndampfloks, die zum Verschrotten verkauft wurden. Die noch verbliebenen Loks Nr. 11 und 16 erregten zusammen mit den 9 Personenwagen von der Jahrhundertwende zunehmend das Interesse von Eisenbahnfreunden, die etwa ein Dutzend Sonderfahrten mit diesen Loks organisierten.



Älteste Lokomotive der Hohenzollerischen Landesbahn. Baujahr 1898. Um 1938 verschrottet. Lok 6 d (das gleiche Modell) fuhr noch nach dem 2. Weltkrieg. (Repro B. Walldorf)

Im Jahre 1970 bzw. 1972 erwarb die Gesellschaft zur Erhaltung von Schienenfahrzeugen diese beiden Lokomotiven sowie 3 historische Packwagen und die verbliebenen 9 Personenwagen. In unermüdlichen Arbeitseinsätzen werden die Fahrzeuge betriebsfähig erhalten.

Von den 12 hohenzollerischen Dampflokomotiven, die auf dem Höhepunkt der Dampflokepoche um 1930 Dienst taten, sind also noch ein Drittel vorhanden, ein wahrhaft guter Durchschnitt für ein so kleines Land.

Mit dem Verschwinden der Dampflokomotiven sind plötzlich Einrichtungen der Bahnhöfe interessant geworden, die bisher alltäglich waren: rußgeschwärzte Schuppen (wie sie noch in Haigerloch und Gammertingen bestehen), Wasserkräne und Bekohlungsanlagen. Wasserkränen gab es in Eyach, Haigerloch, Hechingen, Burladingen, Gammertingen, Kleinengstingen, Sigmaringen

und Bingen. Von diesen ist noch ein einziger in Hechingen betriebsfähig. Ein weiterer wird auf Bahnhof Gammertingen als technikgeschichtliches Denkmal erhalten bleiben. Bekohlungsanlagen gab es in Eyach, Haigerloch, Hechingen, Burladingen, Gammertingen, Bingen und Sigmaringen. Von deren Existenz künden oft nur noch schwarze Flächen zwischen den Gleisen.

Nachdem bei der Bundesbahn – angeblich aus Kostengründen – die Relikte der Dampflokezeit systematisch beseitigt werden, ist die Bekohlungsanlage auf Bahnhof Gammertingen weit und breit der einzige Ort, wo Dampfloks noch wie in alten Zeiten Kohle fassen können; sie wird jedoch auch bald dem geplanten Umbau der Betriebswerkstätte weichen müssen.

Mögen diese Veteranen als Zeugnisse des hohenzollerischen Dampflokbetriebs noch möglichst lange betriebsfähig erhalten bleiben.

JOHANN WANNENMACHER

Abgegangene Gipsbrüche und Gipsmühlen in Rangendingen

Die gewaltigen Fortschritte von Wissenschaft und Technik – insbesondere seit Beginn dieses Jahrhunderts – wirkten sich mit der Zeit auf alle Lebensgebiete und Arbeitsweisen auch der bäuerlichen Bevölkerung und des Kleinhandwerkers aus. Alte Berufe gingen ein und andere traten an ihre Stelle; herkömmliche Arbeitsweisen verschwanden und wurden von der Technik überholt. Ein Beispiel hierfür liefern auch die ehemaligen Gipsbrüche und Gipsmühlen von Rangendingen.

Westlich und südwestlich von Rangendingen schließen

die Wiesen und Felder ab mit dem „Wolfental“ und dem „Owinger Berg“. Oberhalb des Weges zum Owingerberg breitet sich ein langezogener Hügelrücken aus. In seinen Leib sind in einer Länge von etwa 250 Metern und in einer Breite von 100 Metern zahlreiche tiefe Gruben und Löcher eingegraben. Dazwischen liegen mächtige Haufen, die mit einem dichten Graswuchs überzogen sind. Aber an den wenigen noch offenen Stellen ist deutlich erkennbar, daß hier einmal Steine gebrochen wurden. Der Volksmund bezeichnet diesen ganzen Flurabschnitt mit „Gipsbruch“. An diesem Platze wurden auch lange

Zeiten hindurch einmal „Gipssteine“ gebrochen. Der Gipsstein ist ein schwefelsaurer Kalkstein, an dieser Stelle mit Ton vermischt – und lieferte ein wertvolles Düngemittel. Wie verlief nun der Weg seiner Verarbeitung und Verwendung?

Gewöhnlich im Herbst, wenn die Arbeiten auf dem Felde beendet waren, begab sich der Gipsmüller mit seinen Leuten in den Gipsbruch, um Steine zu brechen. Es war eine harte und schwere Arbeit, denn vielfach mußte oft meterhoher Abraum mit Schaufel und Schubkarren beiseite geschafft werden. Motore und Maschinen gab es zu damaliger Zeit noch nicht. Schutzlos war man auf der zugigen Höhe auch den rauhen Winden und dem Wetter ausgesetzt. Das Brechen der Steine dauerte nahezu den ganzen Winter über an. Zwischendurch brachte man die Steine mit Pferdefuhrwerken oder mit Schlitten zu der Gipsmühle im Orte, wo sie in deren Nähe zu hohen Haufen aufgeschichtet wurden. Wenn man dann mit dem Brechen so ziemlich fertig war, begann in der Gipsmühle das „Stampfen“. Dort war eine Vorrichtung mit etwa zehn mächtigen, eichenen Stempeln, die am Fuß mit einem schweren Eisen beschlagen waren. Die „Stempfel“, wie sie im Volksmund hießen, wurden durch Wasserkraft abwechselnd hoch gehoben und fallen gelassen. Wenn sie hoch gingen, warf ein Mann mit einer Schaufel immer wieder Steine unter und schaufelte nach, bis alles kleingestampft war. Daneben stand ein Gatter, durch den das gestampfte Material geworfen wurde. Das aschgraue Gipsmehl fand dann in einem Raum nebenan seine Lagerung. Tag und Nacht wurde in der Gipsmühle durchgearbeitet und wochenlang pochten und polterten die schweren Stempfel in die stillen Nächte hinein. Bis zum Frühjahr sammelte sich dann in der Gipsmühle ein ganzer Berg von Gips an und wartete auf den Absatz. – Sobald der Schnee geschmolzen war und die Märzwinde die Straßen und Wege trocknete, kamen dann auch die Abnehmer aus allen Himmelsrichtungen zur Gipsmühle. Einmal waren es einheimische Bauern, die Gips holten und ihn auf ihre Felder, hauptsächlich auf Klee- und Getreideäcker säten. Der meiste Gips jedoch wurde nach auswärts abgesetzt. Ununterbrochen kamen im Frühjahr die zwei-, drei- und vierspännigen Pferdefuhrwerke daher, vorwiegend aus den Albgemeinden, so aus Salmendingen, Trochtelfingen, Inneringen, Stetten u. H., Burladingen, Harthausen, Feldhausen und noch vielen anderen mehr. Die Fuhrleute, damals noch die Herren der Landstraße, waren kernige, wetterharte Gestalten. Als Zeichen ihrer Zunft trugen sie ein blaugefärbtes, halblanges Überhemd, mit rot eingesäumten Achselklappen. Stolz waren sie auf ihr Gespann und das blanke „Geschirr“. Manch prächtiges Pferd trug auf seinem Kummer ein schönes Dachsfell. Die Fuhrleute kamen größtenteils nicht mit leerem Wagen, sondern brachten von dem Reichtum ihrer heimatlichen Buchenwälder jeweils Holz mit. Dieses fuhren sie am ersten Tage bis nach Haigerloch, wo sie es bei den Juden oder auch bei der übrigen Bevölkerung absetzten. Am Abend kehrten sie dann nach Rangendingen zurück. Dort wurden die Wagen vor die Gipsmühle gestellt, die Pferde in die Stallungen gebracht und übernachtet. Die Gasthäuser Adler, Rößle, Löwen und später auch die Krone waren hierzu besonders eingerichtet. Bis spät in die Nacht hinein und schon wieder am frühen Morgen wurden die bereitgestellten Wagen vom Gipsmüller beladen. Zum Tragen des Gipses benutzten die Männer eine eigens zu diesem Zweck hergestellte „Barre“. Auf einen Wagen lud man durchweg 60 bis 80 Viertel Gips. (Das Viertel zu 18 Liter.) Ein Viertel Gips kostete um 1900 herum 10 Pfennig. Es mag uns dies heute etwas wenig erscheinen, aber

es ist zu bedenken, daß man zu damaliger Zeit für 10 Pfennige beispielsweise ein halbes Liter besten Bieres oder eine rote Wurst kaufen konnte. – Am Morgen standen dann die beladenen Wagen oft in langen Schlangen vor der Gipsmühle. In aller Frühe brachen die Fuhrleute, insbesondere die aus den weitentfernten Orten auf und brachten ihre schwere Last heimwärts. Andere wiederum kamen, und es herrschte den ganzen Tag über ein bewegtes und geschäftiges Treiben auf der Landstraße. – Der Rangendinger Gips war von den Albbauern sehr geschätzt. Er wurde vor allen Dingen zum Düngen von Esparsette und Klee, von Korn und Hafer verwendet. Sogar Gipssteine wurden von den Rangendinger Gipsbrüchen in weit entfernt liegende Gipsmühlen geholt. In Rangendingen gab es um die Jahrhundertwende noch zwei Gipsmühlen. Die eine stand am Ortsausgang nach Hirrlingen und gehörte zu dieser Zeit den Gebrüder Anton und Matthias Widmaier. Später wurde dieser Gipsmühle eine einfache Säge angegliedert. Von beiden Einrichtungen ist heute nichts mehr zu sehen. An deren Stelle erstand später das stattliche Anwesen und die Werkstätte von Glasermeister Franz X. Widmaier. – Die andere Gipsmühle befand sich gegenüber der heutigen Wirtschaft zur Krone, in dem Hause, das zuletzt eigentümlich dem Landwirt u. Fuhrmann Thomas Dieringer gehörte. Dieser Mühle war noch eine „Bluie“ (Wergreibe), eine Ölmühle und eine Mosterei angeschlossen, was alles mit Wasserkraft betrieben wurde. Der vorletzte Inhaber dieses stattlichen Betriebes war Otto Dieringer; später ging er an seine Söhne Xaver und Hermann Dieringer über. Sie sind heute alle nicht mehr am Leben. Fast zu gleicher Zeit und aus mehr oder weniger dem gleichen Anlaß stellten beide Rangendinger Gipsmühlen im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts ihre Tätigkeit ein. Der Hauptgrund hierfür war, daß um diese Jahre herum der Kunstdünger aufkam. Bis dahin kannte man landauf – landab als Düngemittel in bäuerlichen Betrieben in der Hauptsache nur den Stallmist. War ein Acker durch einen großen Ertrag zu stark ausgenutzt, so ließ man ihn einen Sommer über brach liegen, d. h., er durfte ausruhen und neue Kräfte sammeln. Als erstes künstliches Düngemittel kam in unserer Gegend das „Thomasmehl“ auf. Viel bestaunt und beachtet wurde dessen Anwendung und die ersten Erfolge auf Äckern und Wiesen. Rasch folgten andere Sorten, die sich schnell durchsetzten. Die Folge war, daß die Abnehmer von Gips immer mehr ausblieben. Dazu kamen in dieser Zeit die nie abbreißenden Klagen der hiesigen Bevölkerung wegen der beiden „Wehre“ in der Starzel. Durch diese Wehre wurde das Wasser in der Starzel gestaut und von dort aus in die Kanäle geleitet, die zu den Gipsmühlen führten. Sobald die Starzel nun etwas Hochwasser brachte, was nicht selten vorkam, zog das Wasser nicht schnell genug ab, lief über seine Ufer und überflutete weit und breit Felder und Wiesen, zumal das Bachbett damals auch nicht die genügende Tiefe hatte. Im Jahre 1910 stellten dann die Gebrüder Dieringer das Gipsen ein; die andere Gipsmühle hatte schon etwas früher aufgehört. Die Gemeinde kaufte darauf den letzten Inhabern der Betriebe ihre Wasserrechte ab. Alsdann wurden im trockenen Sommer 1911 alle zwei Wehre entfernt, die Kanäle eingeebnet und das Starzelbett einer gründlichen Ausbesserung unterzogen. Die Herstellung von Gips als Düngemittel hatte damit in Rangendingen endgültig aufgehört. Ein altes Gewerbe ist damit eingegangen. Geblieben sind die Namen und die alten Gipslager, die aber seither nicht mehr ausgebeutet wurden. Die mächtigen Erdlöcher und Gruben hingegen sollen in absehbarer Zeit vermutlich als Müllablagen Verwendung finden.

Die Ringinger Seemühle 1685/1937

Schon im Jahre 1545 gab es einen von Ringingen gegen Killer führenden Weg unter Hälschloch hinaus mit Namen Mühlweg, wohin offenbar die Ringinger in alter Zeit zur Mühle fahren durften. Im Jahre 1574 wird gegen den Müller zu Killer geklagt, er habe durch sein schlechtes Geschirr die Ringinger aus der Mühle vertrieben. Seitdem aber das Dorf Ringingen 1584 ganz fürstenbergisch (durch einen Tausch mit Stetten) geworden, hat man auch seine Bewohner restlos in die herrschaftliche „Stadtmühle“ nach Trochtelfingen gebannt. Ein Hans Alber von Ringingen (im Haus 7) wurde 1606 um 15 Pfund Heller bestraft, weil er in Dreivierteljahr nur zweimal nach Trochtelfingen, sonst aber in fremde Mühlen (vielleicht in seine Heimat Schlatt) gefahren war. Auch Melchior Baur verfiel gleichzeitig der Strafe mit 4 Pfund 10 Schilling, da er einmal in Melchingen mahlen ließ. Im Lauf der Zeit hatte die Gemeinde Ringingen in dem westlich gegen Killer-Jungingen liegenden Seeheimer Tal („Saia“, Tal mit natürlicher Wasseransammlung im Gegensatz zu „Weiher“) am Buchenbächle eine Mühle zu errichten geplant, wo früher die „Reutlinger Straß“ durchlief. (Die Wortendung „Heim“ dürfte eine alte Siedlung anzeigen!) Ein künstlicher Weiher war dort schon 1580 vorgesehen gewesen, der dann genau 100 Jahre später verwirklicht wurde. Zugleich mit der fürstlich fürstenbergischen Bauerlaubnis zur Mühle wurden 1685 eine jährliche Abgabe von acht Scheffeln Mühlkernen (enthülsten Dinkel) an die Herrschaft auferlegt und damit der Mühlbann nach Trochtelfingen siert. Vielleicht war die Mühle ein Werk des Maurermeisters Martin Kuster von Stiefenhofen im Allgäu (damals Hintersäß zu Ringingen) der um 1695 die Killemer Mühle verfertigte und dann sich in Starzeln niederließ. Der erste Müller, den wir kennen, war Friedrich Stecher mit Frau Margaretha und den Kindern Friedrich (1714 mit Frau und Töchterchen ins Oberelsaß gezogen), Kuningunde (heiratete 1710 den Jerg Dorn im Haus Nr. 3) und Hansjerg, der um 1710 die Katharina Stahleckerin von Honau heimführte. Nachdem die lutherische Familie katholisch geworden war, wurden die Eltern 1724 mit den 5 Kindern Hansjerg, Michael 1712–83, Margareth, Anna-Barbara und Gregor gefirmt. Die beiden Ältesten waren 1783 im Soldatenleben und ersterer verschollen. Margareth heiratete einen Hans Weith in Hausen/Killertal. Die Mühle selber war 1728 dem „Hans Jerg Stecher, Sayhemer Müller“, eigen, mit Wohnhaus zusammengebaut und lag rings am Gemeindegut. Dazu hatte er von der Herrschaft noch eine Wiese gepachtet in Größe eines Jauchert. Der Sohn Gregor lernte Schreineri, kaufte jedoch 1739 bei seiner Verhehlung mit Anna Heldin (von Haus 118) die Mühle samt 2 beiliegenden Wiesen für 200 Gulden; davon bar 50 fl, Heiratsgut 50 fl, Rest in jährlichen Raten von 6 fl, Leibgeding der Eltern bis zum Tod 1755 bzw. der Mutter 1753. Erst 1754 übernahm Gregor die Mühle und hatte zu zahlen: für die Mutter 4 fl Hauptfall, für den Vater 6 fl, für beide Kleinfälle 2 fl 17 kr, Kanzleिताxe 1 fl 30 und von 442 fl 7 1/2 kr Vermögen als Kanzleijura 4 fl 25 kr 3 hl. Nach dem Tod der Anna Heldin, die den Kindern Xaver und Elisabeth das Leben geschenkt, heiratete der Witwer 1767 die Witwe Ursula Barth von Melchingen, die ihm 366 fl brachte. Er selbst gab als sein Vermögen an: Mühle samt 3 1/2 J Acker, 2 Wiesen, 3 Kühe, 2 Stierle und 2 Kälble.

Als der Sohn Franz Xaver erwachsen war, ehelichte er 1773 die Ursula Mayer des Johann (Haus 67) und soll in 6 Jahren die Mühle samt Scheuerle erhalten. Im Jahre 1788 war erstere mit Nr. 116 für 400 fl, die Scheuer 116 a mit 100 fl im Brandkataster. Wegen Geldschwierigkeiten verkaufte jedoch Xaver mit Beizug der Frau und des Johann Dorn als Beistand am 3. Juni 1792 an den ledigen Hans Martin Feßler des Franz von Beuren b. Hechg., zollerischen Untertan, die bis dato ingehabte Mühle samt Scheuer im Seeheimer Tal zwischen der Gemeinde-Almand, so wie sie jetzt lauft. Dazu sind versprochen worden: 2 Billen, 2 Zwaispitz, 4 Beutel, 4 Wannen, 1 Hebeisen, 1 Viertel, 1 Ihmi, 1 Halbihmi, 1 Meßle, 1 Halbmeßle, 2 Schaidisieb, 1 Muossieb und 1 Kernensieb. Aus der Mühle sind jährlich 8 Scheffel Mühlfrucht der Gemeinde Ringingen (und von ihr der Herrschaft nach Trochtelfingen) zu entrichten. Der Verkauf geschah um 905 fl in bar. Hingegen hat der Käufer das Nutzungsrecht sowohl von den 2 Gemeindeäckern als der Gemeinewiese, muß jedoch dafür wie bisher für die 2 Acker je 4 Simri Frucht der Gemeinde liefern. Dem Xaver blieb in der Mühle gemäß seinem Leibgedingbrief das Einwohnungsrecht vorbehalten. Es unterschrieben den Vertrag: Schulthais Gregor Daigger, Xaver Stecher, Michael Daigger für Hans Martin Feßler, Johann Dorn und Michael Feßler (Staatsarch. Sigm.). Am gleichen Tag erwarb Stechers Frau das Haus Nr. 90a unterm Nähberg und Hohlweg für 300 fl, wohin sie nun zogen (90a wurde später mit Nr. 90 zusammengebaut!). Der neue Müller Feßler heiratete im Jahr darauf die Klara Kraus des Remig (von Haus 70), die ihm 320 fl zubrachte. Wie es scheint, ging die Mühle gut.

Im Jahre 1831 konnte der Sohn Franz Feßler die Maria Anna Schuhmacherin aus Zimmern b. Hechg. heimführen. Sie starb jedoch 1834 und er heiratete bald die Johanna Schell von Bisingen, die nach seinem Ableben 1844 den Ambros Beck des Anton von Ringingen ehelichte, die 1867 im Äsental tot aufgefunden wurde. Im Jahre 1847 hatte die Mühle 3 Gänge und eine Bei-Mühle Nr. 145. Diese wurde um 1900 abgebrochen. Auch die Scheuer wurde um 1852 beseitigt. Jedoch sehr hemmend wirkte der häufige und langandauernde Wassermangel. Gebannte Kunden hatte die Mühle keine und die freiwilligen waren nicht zahlreich, teils wegen ungünstiger Lage und schwierigen Wegverhältnissen. Die Mühleneinrichtung wird damals im Steuerkataster als mittelmäßig genannt. Alle Gänge konnten *nicht* gleichzeitig laufen, denn zu schnell war der Mühlweiher leer. Das Milter bestand im 16. Teil. Steuerkapital um 1837 wird für das Werk mit 1800 fl, für Verdienst 200 fl angegeben, aber im Jahre 1841 auf insgesamt 1500 fl herabgesetzt.

Nach einem Brand im Jahre 1853 wurde ein Neubau Nr. 135 erstellt, jedoch nicht an der gleichen Stelle, sondern mehr talwärts. Das am Bächle stehende kleine Beiwerk Nr. 145 ist um 1900 abgegangen. Ambros Beck gab um 1848 die Müllerei auf, zog ins Dorf herauf ins Lai ins neu erworbene Haus 155, das er als Maurer neu erstellte. Gleichzeitig zog der protestantische Balthas Schautt aus Tailfingen als Einundvierziger mit Frau Josefa Miller als Müller auf. Sein Bruder betrieb die Mühle im Weilertal oberhalb Hausen i. Killertal. Der 1836 geborene Sohn Konrad Schautt heiratete 1864 mit Rosina Rist des Sebastian (aus Ringingen: Haus 134) und sein Bruder Johann 1879 die Sophie Dorn des Anselm und

nach deren Tod mit Maria Guggenmoos aus Mühlhagen (Murnau). Nachdem deren einzige Tochter, die um 1909 geborene Paula, auf der Metzgerei Sautter in Eltingen bei Leonberg verheiratet war und Johann Schautt 1937 das Zeitliche segnete, erstand in diesem Jahr Karl Welte aus Erlaheim bei Balingen mit Frau Anna Bibiana Saile das Anwesen von der Witwe Schautt, legte jedoch die Mühle still. Der Anschluß an den elektrischen Strom erfolgte erst 1947. Den Mühlweiher hat eine Zeitlang der Adlerwirt Alex Hochsticher als Fischteich benützt. Die Mühle im Seeheimer Tal aber klappert seitdem schon lange nicht mehr.

JOHANN ADAM KRAUS

Seelsorger von Thanheim

Vorbemerkung

Um 1134 schenkte die Gräfin Udilhild von Zolre 2 Höfe zu Thanheim an die Nikolauskapelle zu Zwiefalten. Im Jahre 1228 verkaufte der Truchsess Baldebert des Grafen Friedrich von Zolre einen Hof samt Patronat der Kirche von Thanheim an das Deutschordenshaus zu Ulm. Die Pfarrei wird im Jahr 1275 als minderbemittelt erwähnt.

1434 Okt. 16 wird 1 Verweser auf 1 Jahr angewiesen (Krebs, Invest. 841).

1437 Nov. 13 ebenso.

1463 ebenso.

1464 resigniert Pfr. *Heinrich Pfüffer* auf Thanheim (ist 1466 Kapl. i. Geislingen).

1464 März 19 *Johannes Bartholomäus* wird als Pfr. präsentiert durch den Grafen Eberhard von Württemberg und verkündet.

Ca. 1485 Leutpriester *Johannes Harnascher* (Harnescher).

Bis 1522 Feb. 12 ist Pfr. in Thanheim ein *Georg Flander*. Er tauscht unter diesem Datum mit dem bisherigen Pfarrer von Margrethausen.

Seit 1522 Feb. 12: *Johannes Reß*, bisher Margrethausen.

1590 ist die Pfarrei vakant.

1592 Mai 11 wird *Johannes Ehrmann* als Pfr. angewiesen.

1612–15 nachweisbar: Pfr. *Johannes Kretz* aus Hayingen.

1651 ist die Pfarrei vakant (als Filiale von Steinhofen behandelt).

Die Kinder der Mühle hatten der Nähe und Bequemlichkeit halber jeweils die Schule in Killer besucht. Von der letzten Tochter Paula erzählt der Volksmund: Als die kleine Erdenbürgerin in festlichem Zug zur feierlichen Taufe in die Ringinger Pfarrkirche geleitet wurde, habe kein Lediger (wie es sonst üblich war) einige Freundschüsse losgebrannt, sondern der alte Riescherbeck am Schmittenrain habe zum Fenster heraus gratuliert und mangels eines Schießeisens mit dem „Stiefelhund“ einigemal kräftig an den Fensterladen geschlagen, sehr zur Erheiterung der Anwohner und besonders der begleitenden Kinder.

1665 Juni 1 wird *Maximilian Miller* auf die seit langem vakante „Kaplanei“ Thanheim (Pfarrei Steinhofen angebl.) angewiesen (HJH 1963, 163). Er ist 1671 noch hier, aber 1694 Kanonikus in Hechingen.

1693–98 *Lawrentius Nann* aus Gossenheim (Gosheim?), wird am 13. 2. 1693 als Pfarrer präsentiert.

1698 ff. *Johann Bapt. Frey*, geb. 1665 in Konstanz, präsent. 13. 2. 98, invest. 31. 1. 99. Erstfrüchte an den Bischof 15 fl 54 kr.

1721 ff. *Johann Sebastian Wohlhüter*, prä. durch Wirtbg. 3. April 1721.

1739, 1769 f. *Konrad Vitallowitz*, geb. Hechingen 20. Nov. 1707, hat im Jahre 1769 28 Kommunikanten (über 14) und 3 Nichtkommunikanten.

1787 *Franz Anton Strobel*.

1797–1805 *Johann Nep. Schiroth*, geb. Hechingen 14. Mai 1764; ging nach Owingen bis 1808.

1805–08 *Franz Anton Reiner* (vom 12. Juli bis 3. Febr.), geb. Hechingen 4. 10. 66, Priester 1791, ging 1808 nach Owingen, 1809 Steinhofen; † 18. 3. 1848.

1809–10 *Johann Gg. Ferber*, geb. Hechingen 29. 4. 1774, Pr. 1797, geht 17. 7. 10 nach Stetten/Holst.; † Grosseffingen 17. Dez. 1827.

1810–13 *P. Andreas Dionys Funk*, vorher Guardian i. St. Luzen, geht nach Jungingen, wo er 1816 starb.

1813–14 *Alois Rager* (14. 7. bis 25. 2), geb. Bisingen 24. Aug. 1761, war 1792 Vikar i. Langenenslingen.

1814–18 *Johann Fried. Bulach*, geb. Hechingen 16. 2. 1769, Pr. 1792; bisher i. Steinhofen, starb mit 48 J. am 7. Juni 1818.

Schluß in Heft 3

HOHENZOLLERISCHE HEIMAT

hrsgbn. vom Hohenz. Geschichtsverein. Verlag: Hohenzollerischer Geschichtsverein, 7480 Sigmaringen, Karlstr. 3. Druck: M. Liehners Hofbuchdruckerei KG, 7480 Sigmaringen, Karlstr. 10.

Die Zeitschrift „Hohenzollerische Heimat“ ist eine heimatkundliche Zeitschrift. Sie will besonders die Bevölkerung in Hohenzollern und der angrenzenden Landesteile mit der Geschichte ihrer Heimat vertraut machen. Sie bringt neben fachhistorischen auch populär gehaltene Beiträge.

Bezugspreis: 3,00 DM halbjährlich.

Konten der „Hohenzollerischen Heimat“: 802 507 Hohz. Landesbank Sigmaringen 123 63 Postscheckamt Stuttgart

Die Autoren dieser Nummer:

Prof. Dr. J. Groner, Adolf-Kolping-Str. 17, 7798 Pfullendorf
Pfr. Manfred Hermann, 7451 Neufra/Hz.
Pfr. J. A. Kraus, Erzb. Archivar i. R., Badstraße 8, 7800 Freiburg
Dr. Adolf Lieb, Oberstudiendirektor, Bergstraße 9, 7310 Plochingen
P. Maurus Pfaff OSB, Benediktinerkloster 7792 Beuron
Prof. Dr. O. Stochdorph, Untertaxetweg 79, 8035 Gauting
Botho Walldorf, Lessingweg 7, 7487 Gammertingen
Joh. Wannermacher, Schulrat i. R., Goethestraße 19, 7487 Gammertingen

Schriftleitung:

Dr. med. Herbert Burkarth, 7487 Gammertingen (Telefon 07574/329)
Redaktionsausschuß:
 Walther Frick, Journalist, Hohe Tannen, 7480 Sigmaringen (Tel. 07571/8341)
 Manfred Hermann, Pfarrer, 7451 Neufra/Hohenz. (Tel. 07574/442)
 Die mit Namen versehenen Artikel geben die persönliche Meinung der Verfasser wieder; diese zeichnen für den Inhalt der Beiträge verantwortlich. Mitteilungen der Schriftleitung sind als solche gekennzeichnet.
 Manuskripte und Besprechungsexemplare werden an die Adresse des Schriftleiters oder Redaktionsausschusses erbeten.
 Wir bitten unsere Leser, die „Hohenzollerische Heimat“ weiter zu empfehlen.



HOHENZOLLERISCHE
HEIMAT

W 3828 F

Herausgegeben vom
Hohenzollerischen Geschichtsverein

28. Jahrgang

Nr. 3 / Sept. 1978



Kriegerdenkmal in Laiz von Professor Josef Henselmann

Archiv Thorbecke Verlag Sigmaringen

Professor Josef Henselmann 80 Jahre

Vorbemerkung

Zum 80. Geburtstag des am 16. August 1898 in Laiz geborenen Bildhauers, Professor Josef Henselmann hat die Hohenzollerische Landesbank Kreissparkasse Sigmaringen in Zusammenarbeit mit dem Landkreis Sigmaringen in einer Ausstellung eine Auswahl seiner Werke vorgestellt. Bei der Eröffnung waren der Künstler und seine Gattin persönlich anwesend. Festansprachen und Gruß-

worte gaben der Veranstaltung den Rahmen einer Feierstunde für den Jubilar. Der Landtagsabgeordnete und Landrat Dietmar Schlee drückte die Freude und den Stolz der Heimat aus, einen so bedeutenden Künstler als Ehrenbürger von Laiz gewissermaßen zu den Bürgern des Kreises zählen zu dürfen. Die künstlerische Würdigung nahm der Saulgauer Kulturreferent Bruno Effinger vor, die nachstehend wiedergegeben wird:

Die Kunst von Josef Henselmann hat zwei kräftige Wurzeln. Da ist zunächst einmal sein schwäbisches – oberschwäbisches Naturtalent, das er seiner Herkunft verdankt, seine Bescheidenheit und Naivität, die Ehrfurcht vor aller Kreatur, auch ein guter Schuß Bauernschläue haben hier ihre Wurzeln. Zum anderen schöpft er aus einer in der abendländischen Tradition wurzelnden Bildung. Unserer Zeit der Einseitigkeiten – so klagte schon Goethe in Wilhelm Meisters Wanderjahren 1820 – setzte er universalere Geisteshaltung entgegen. Seine humanistische Erziehung, womit nicht nur das Schulwissen gemeint ist, sondern auch vieles, das er sich selbst aneignete, wurde ihm zur lebensbildenden Kraft. Auch das Herkommen und ein kritisches Verharren aus und im angestammten Glauben müssen in seine Humanitas einbezogen werden.

Der Weg des Bildhauers Josef Henselmann führte über das Handwerk zur Kunst und diese Grundlage ist wichtig für die spätere Gediegenheit und Ehrlichkeit von Henselmanns Werken. Aus der reichen bildhauerischen Überlieferung unserer oberschwäbischen Heimat schöpfend, angefangen von den romanischen Kreuzfixen und Madonnen bis zur Gotik, weniger zum Barock, aber nicht nur für, sondern auch sonst in deutschen Landen konnte Josef Henselmann den Reichtum an Volkstum, Bildung, Menschlichkeit und Geist, Erlebnis und Wissen zu einem ganz persönlichen, künstlerisch aber durchaus in Allgemeine strebenden Ausdruck zusammenfassen, dessen Mitte wesentlich der Mensch als Bildnis und Schicksalsträger geblieben ist.

Die Arbeit vollzieht sich bei Josef Henselmann in der traditionellen Form des Schauens, Erlebens und Sich-Aneignens der Naturform. Das Naturmotiv, die Figur, das Tier, die Gruppe, ist ihm unerläßliche Voraussetzung im Prozeß der Gestaltwerdung. Das geschieht aber nicht etwa im Gewand der Verniedlichung, des Anekdotischen oder Genrehaften bei den Kleinplastiken. Der Bildhauer wahrt hier und natürlich noch mehr in seinen großen Auftragswerken einen sicheren Abstand von gefälliger Vordergründigkeit und billiger individueller Anspielung. Seine Figuren zielen eigentlich immer auf die Eindeutigkeit der Erscheinung und holen das Lebendige aus der immanenten vitalen Formendynamik.

Daß es dazu kommen konnte, ist nicht allein seinem stetigen Fleiß zuzuschreiben, sondern auch die Schule, seine Schulung in München haben dazu bestimmt wesentlich beigetragen.

Die Münchener Bildhauerei ist etwa gegenüber der Berliner traditionsgebundener, konservativer. Die Süddeutschen blieben immer mehr und dichter bei der menschlichen oder Tierform, auch wenn sie die Überlieferung von Hildebrand mit dem Aufruf zur architektonischen

Gestaltung des Kunstwerks als Bollwerk gegen die Formauflösung durch die Impressionisten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schon lange verlassen haben. Über die Schule Hermann Hahns, zu der auch Henselmann neben anderen bedeutenden Bildhauern unseres Jahrhunderts gehört, blieb aber der Einfluß Hildebrands immer noch lebendig. Die Schüler Hahns haben das Wesentliche der bildhauerischen Aussage des Lehrers aufgenommen und trotzdem sich davon befreit: Ludwig Kasper mit seinen tektonisch gebauten Figuren ebenso wie der an archaischer Kunst inspirierte Toni Stadler, Hans Wimmer lebt in Verbindung mit romanischer oder ostasiatischer Formenreduktion, Kirchner begab sich radikal ins urtümlich Archaische und Hiller vereinfachte den Körperaufbau zu einem Gerüst oder zu kanonartigen Gleichklängen der Glieder. Knappe grub eigenwillig ins Material, um dieses als solches sprechen zu lassen. Brenninger neigte später zur abstrakten Plastik.

In diesem Münchner Gesamtbild hat unser Josef Henselmann wiederum seinen ganz eigenen Weg eingeschlagen, es ist weniger die antike Tradition, als vielmehr das eingewurzelte schwäbisch-bayrische Gespür für den Umgang des Schnitzmessers mit Hölzern. Als wahrer Bildhauer hat er seine Skulpturen selbst aus dem Holz oder dem Stein geschlagen. Später sind andere Materialien als Werkstoffe hinzugekommen – Bronze, Ton, aber auch hier entwickelte er jeweils das für diese Materialien wesentliche Gefühl.

Eine Passage aus Schillers »Lied von der Glocke:« »... denn wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes sich und Mildes paarten, da gibt es einen guten Klang.« paßt auf Henselmanns Werk. Dieser Zweiklang von Stärke und Feinfühligkeit, von Härte und Milde prägt alle Bronzeplastiken dieses Bildhauers, die poetische Kleinplastik ebenso wie die monumentalen Kultbilder. Die zitierte, halb schon vergessene Ballade trifft auch den Kern insofern, als sie einführt in die Atmosphäre und den Bereich der Werkstatt. Denn der souveräne Umgang mit dem flüssigen Erz, mit den Prozessen, die den Guß vorbereiten oder ihm folgen, d. h. die eminente Erfahrung mit dem Material Bronze, ist ja auch eine der wesentlichen Voraussetzungen für Henselmanns bildnerisches Werk.

Die ersten Versuche der bildhauerischen Tätigkeit vollzogen sich in unmittelbarer Auseinandersetzung mit der Natur. Diese blieb dann auch über Jahrzehnte hinweg seine Lehrmeisterin. Der Weg des Experimentierens und Konstruierens, der Formenzertrümmerung und der Abstraktion in der Plastik schien ihm wenig gangbar. Seiner Auffassung nach ist der Rhythmus des menschlichen Herzens zu allen Zeiten der gleiche geblieben. Durch diesen Pulsschlag hindurch auf die eigene Stimme zu hö-

ren, zu warten, um wieder zu lauschen, hier liegt wohl Josef Henselmanns Auftrag in erster Linie, um den unermüdlischen Versuch, sich dem Lebendigen als dem Wahrhaftigen künstlerisch zu nähern, um die einfache zwingende Aussage.

Wie fest unser Künstler in dieser Welt wurzelt, zeigen seine Bildnisse. Sie sind von guter Charakteristik und echter Menschlichkeit erfüllt, dabei klare und bestimmte, wahrhafte Antlitze.

Eine gute Bildnisplastik erschöpft sich nicht nur in der einfachen Wiedergabe des oder der Dargestellten. Sie ist ja weit mehr als bloße Nachbildung gegebener Formen. Im Kunstwerk der Bildnisbüste wird die Gesamtheit der physischen und geistigen Bezüge eines Menschen zur be-seelten Einheit verdichtet, zugespitzt auf den Ausdruck einer bestimmten Individualität, wie diese sich sonst nur im Zeitenablauf, in Bewegung, Geste und Gespräch kundgibt. Das Tektionische tritt als ordnendes Prinzip auf, das auch die Macht hat, allen jenen Zügen, die der Naturwahrheit entsprechen, Ausdruck und Dauer zu verleihen in der Analogie vom Sinnhaften und Bedeutungsmäßigen.

Dem Wesen von Josef Henselmann entspricht es, seiner Bescheidenheit als Handwerker und dem lautlosen Zurücktreten hinter dem Werk, daß wir den einzelnen Arbeiten gegenüber das Gefühl bekommen, etwas Gediegenes vor uns zu haben, das ja auch die Werke etwa der mittelalterlichen Künstler erfüllt. Man sieht das Dargestellte, empfindet seinen Ernst und fragt dann eigentlich nicht, wessen Hand das geschnitzt hat. Dieser Eindruck, die Empfindung gilt im Besonderen den vielen Werken gegenüber, die Josef Henselmann für Kirchen, für öffentliche Gebäude und auf öffentlichen Plätzen geschaffen hat. Die architektonisch bedingte Plastik lag seinem einfühlenden plastischen Empfinden ganz besonders. Die Sigmaringer Ausstellung konnte daher nur eine ganz beschränkte Rechenschaft von der künstlerischen Spannweite des Gesamtwerkes geben. Ein oder – wie ich mei-



Porträt von Professor Josef Henselmann

Foto: Rüdiger Hartmann, Scheer



Passauer Domaltar von Professor Josef Henselmann.

Foto: privat

ne – der wesentliche Bereich seines Schaffens verschließt sich der Möglichkeit des Ausstellens: Standbilder, Grabmale, Brunnen, Denkmale und große sakrale Arbeiten. An diesen Mangel mußte der Ausstellungsbesucher erinnert werden, denn die hohe Meisterschaft von Josef Henselmann, die Dinge zu ordnen und richtig zu stellen, wird eben in seinem Wirken in der Öffentlichkeit in gesteigertem Maße anschaulich.

Henselmanns Plastiken stehen in der Ordnung eines geistigen Gefüges, das sich zur Mitteilung des Werkes schlechthin bedient und nicht vor allem und zunächst des Kunstwerkes bedarf. Wenn das handwerkliche Vermögen die Fähigkeit den Formen eine reiche Aussagekraft zu verleihen, und die Disziplin, diese Formen selbst in einer ausgewogenen Gespanntheit zueinander zu setzen, zum reinen Thematischen hinzukommt, und somit neben der geistigen Erfüllung des Werkes auch unser formales und ästhetisches Verlangen Befriedigung findet, umso stärker wird es auf die Mitlebenden und Nachfolgenden wirken. Die Einfachheit der Aussage, die ungekünstelte Erscheinungsweise der Figuren, die expressive Form, die das Wesentliche der gestalteten Ereignisse besonders hervorkehrt, die Überschaubarkeit der sinnlichen Gesten – all diese Eigentümlichkeiten weisen der Kunst Josef Henselmanns in unserer Zeit einen Platz zu, der weit von jenem entfernt ist, auf dem es darum geht, ein besonderes Thema möglichst kunstvoll zu gestalten. Auch für einen Multscher, für einen Syrlin, für einen Grasser und Leinberger war das Kunstwerk nicht Sinn, nicht Absicht der plastischen Betätigung. Die Werke wurden Kunst.

Es sind drei Werke, die als herausragend aus dem Gesamtwerk von Henselmann hervorgehoben werden müs-

sen. Werke, die nicht wegen ihrer Größe bedeutend sind, es ist vielmehr das schon zitierte Einfühlungsvermögen in den jeweiligen – hier auch kunsthistorisch bedeutenden Raum – die eben mehr als sonst aufmerken lassen: der Passauer Dom-Altar, das monumentale Kruzifix im Liebfrauenturm zu München und der Augsburger Dom-Altar. Mögen diese Werke aber zugleich stellvertretend für die vielen anderen genannt werden.

Ein Stadtbrand 1662 hatte auch den Passauer Dom in sein Flammenmeer miteinbezogen und schwer beschädigt, so daß vom spätgotischen Dom des 15. Jahrhunderts nur wenig übrig blieb. In der hochbarocken Zeit Mitte des 17. Jahrhunderts wurde der Dom neu errichtet. Der Barock besaß die vitale Kraft, auch das noch vorhandene Gotische einzubeziehen, so daß die Architektur etwas eigenartig Aufstrebendes hat. Reicher, schwerer Stuck ziert die Wände und die Decke, alles wurde fertig bis auf den Hochaltar. Der Dom sollte einen wie sonst üblichen barocken Prunkaltar nie sehen.

Veranlaßt durch die Beschädigung aus dem 2. Weltkrieg wurde, wie in den vorausgegangenen Jahrhunderten immer wieder die Altarfrage aufgerollt. Es blieb der Initiative des damaligen Summus custos, Domdekan Eggersdorfer, und dem großen Interesse des Diözesanbischofes Landersdorfer überlassen, ab Herbst 1945 den gewichtigen Plan für einen Hochaltar, der seit 1662 fehlte, aufzugreifen. Pläne wurden gefertigt, und es war klar, daß dieses Unternehmen in der kunstinteressierten Welt mit großem Interesse verfolgt wurde, es fehlten auch nicht die Fragezeichen. 1946 erhielt der Leiter einer Bildhauerkategorie und bald auch Präsident der Münchner Kunstakademie Josef Henselmann den Auftrag. Lange rang unser Meister um die Formung dieses schwierigen Auftrags. Langsam fielen die Architekturteile und nur die Plastik ganz allein trat in den Vordergrund. Es war keine Kleinigkeit, in der von Stuckmassen beladenen, ungefügten machtvollen Architektur des Passauer Domes sich mit einer plastischen Altargruppe zu behaupten. Der Bildhauer war dem Zwang ausgesetzt, alle im Raum des Domes gebotene Monumentalität im Zueinander der Figuren selbst zu erwirken. Die Gestalten ordnen sich zu einem riesigen, gut fünfzehn Meter hohen Dreieck. In sich beschlossenen und gefestigt erscheint die Komposition mit der Stefanussteinigung, den waagrecht schwebenden Figuren von Ekklesia und Synagoge und oben Gottvater und Christus in der Mandorla. Klärung und Haltung schafft dieses Dreieck, aber nicht Ruhe. In seiner spitzen Form weist es über sich selbst hinaus, und diesen Eindruck der Vertiefung steigernd, schwebt hoch über dem plastischen Gefüge und zum freien Raum vermittelnd, die Taube des Hl. Geistes.

Eine ähnliche Zweiheit von plastischer Existenz und engem Korrespondieren mit dem Raum bekundet sich in der Verträglichkeit klobiger, schwerkörperlicher Formen mit konkaven Partien. In solchen Hohlformen wird die monumentale Plastik vom Raum gleichsam angerührt und ihres erdhaften Lastens benommen. Zum Vorteil wirkt auch die dem Pappelholz dünn aufgelegte und doch das Handschriftliche nicht verdeckende Silberfolie. Dieser monumentalen Großplastik im öffentlichen, im kirchlichen Raum ist bisher in unserem Jahrhundert nichts ähnliches und auch nichts gleichwertiges entgegen gestellt worden.

Es geht ja darum, nicht nur vom Formalen her diesen Domraum zu bezwingen, es soll immerhin auch noch eine Aussage hinzukommen. Das Formale als Aussage allein kann nicht genügen. Henselmann ist in Passau aber nicht nur eine Aussage über den Erzmärtyrer Stefanus ge-

lungen, auch die über unsere Zeit herrschenden Kräfte sind mit einbezogen, ebenso geschichtlich, wie überzeitlich und prophetisch: Hier ist einmal Christushingabe und Nachfolge in Stefanus, der aufgewühlte Zweifel des Saulus, die bildgewordene Selbstgefälligkeit und Verstocktheit des pharisäischen Fanatikers, die eiskalte List des sportlich-human vollendeten Menschen der Gegenwart und auch der brutale Totschläger, dumpf der eine, und der andere mit wachem Intellekt schreiten sie gemeinsam zum Mord. In der Höhe scheint über Synagoge und Kirche die Herrlichkeit Gottes, der bergende Schoß des Vaters, die Gnadenkraft von Christus und das Licht des Hl. Geistes.

Dem tiefen zeitlosen Gehalt dieses Bildwerkes wird sich niemand verschließen können. Man sieht in der figurenreichen Szene ein Gleichnis des ewigen Dramas von Schuld, Leiden und Erlösung. Viel wurde darüber diskutiert, manche Kritik vorgebracht, was bleibt ist das Werk.

Kaum hatte 1953 Henselmann das Passauer Altarwerk abgeschlossen, wurde ihm ein anderer nicht weniger wichtiger Auftrag zuteil. Der Münchner Liebfrauenturm brauchte wieder einen mächtigen, monumentalen Triumphbogenkruzifixus. Er hängt großartig, und die vor einigen Monaten vorgenommene Hängung – soviel ich hörte geschah sie ohne das Zutun des Bildhauers, – vermag dieses Kruzifix mit seiner Aussage noch mehr in den Mittelpunkt dieses Domes rücken. Dieses Domkreuz ist einzureihen in all jene großen, monumentalen Kruzifixe, die wir kennen seit der Romanik bis zum Barock, gleichberechtigt und diese Reihe heute abschließend. Auch hier und bis jetzt ist es, in unserem Jahrhundert nicht gelungen, Ähnliches, Gleichwertiges zu schaffen. Darüber wird nicht viel geschrieben, das Kruzifix ist eben da.

In diesem Zusammenhang ist die Nebenbemerkung nicht uninteressant, und wir Oberschwaben dürfen auf die Tatsache stolz sein, daß im Münchner Dom drei Künstler von uns Wesentliches geschaffen haben: das Kruzifix von Henselmann, zwei große Fenster von Wilhelm Geyer, und jetzt der Passionsaltar von Karl Caspar in der Bischofskrypta. Bamberg, Passau, Augsburg, Xanten, Köln sind Stationen, wichtige Dome in der Kunstgeschichte, die von unseren oberschwäbischen Meistern in diesem Jahrhundert ausgeschmückt wurden.

Zum Abschluß sei noch ein drittes Monumentalwerk von Josef Henselmann vermerkt – der Augsburger Dom-Hochaltar. 1955 wurde der Künstler hier vor eine ähnliche Aufgabe gestellt wie in Passau. Es galt, den neugotischen Altar aus dem 19. Jahrhundert zu ersetzen und das neue Werk dem gotischen Hochchor einzubinden. Im Langhaus sind die berühmten Glasfenster eingesetzt, die als die ältesten gelten, Propheten von mächtiger Gestalt. Auch sonst ist im Dom noch viel an gewichtigen Kunstwerken vorhanden. Aufgabe war, an diesen Jahrhunderten nicht vorbei zu gehen, sondern trotz aller persönlicher Gestaltung Verbindungsfäden zu ihnen zu knüpfen, und Josef Henselmann meisterte die drei entscheidenden Elemente: die Komposition, die Formprägung und die Materialauswahl und Beherrschung. Auf einem hohen Sockel, wie über einem Berg erhebt sich ein fast acht Meter hohes Kreuz und unterhalb der Kreuzbalken stehen die 12 Erlösten und zu Mission und Martyrium ausgesandten Apostel. Die glücklich gewählte Anordnung füllt den großen Raum in überzeugender Kraft und gibt andererseits wieder soviel Durchblicke, daß sich die große und schwere Komposition den aufgelockerten gotischen Formen annähert. Der Bronzeuß fügt sich vom

Licht umflossen dem Raum ein und entspricht unserem Zeitgefühl für diese Aufgabe, ein göltiges und für diesen Ort zutreffendes Werk.

Man müßte jetzt noch der vielen anderen und nicht weniger gewichtigen Aufgaben und Werke gedenken. So etwa ist auf die Brunnen zu verweisen, ein altes, großes Thema, welches bei Henselmann stets einen breiten Raum einnimmt. Auch in diesen Brunnen sind weithin durch Ausgewogenheit der Formen und ihrer Bedeutung, Bildwerke und Bauwerk in eine innere, gesetzliche Übereinstimmung gebracht.

Der Lehrer darf nicht vergessen werden. 1932 wurde Josef Henselmann Professor an der Müncher Akademie für angewandte Kunst, 1946 erfolgte der Ruf auf den Lehrstuhl für Plastik an der Akademie der bildenden Künste in München. Hier wie dort hatte er seine überlegene handwerkliche Meisterschaft vermitteln können und viele junge Künstler in das Reich der Kunst eingeführt.

Das Künstlerische an sich ist ja nicht lehrbar und Wertvollstes, was ein Lehrer seinen Schülern geben kann, ist die Sicherheit in der Beherrschung der Formmittel, damit sie in der Stunde, da sie erfüllt sein sollen vom eigenen Werk, fähig sind, das Gefühl und Geschaute in die sinnlich wahrnehmbare Welt zu übersetzen.

DR. HEINRICH RETTICH

1200 Jahre Burladingen / Probe vor der Geschichte bestanden

Der Festvortrag von Bürgermeister a. D. Dr. Rettich beim Burladinger Festakt

»Ein einmaliger Höhepunkt in der über 1200jährigen Geschichte Burladingens vereinigt uns heute in festlicher Runde. Die baden-württembergische Landesregierung hat der Gemeinde Burladingen mit Wirkung vom 1. Juli 1978 die Bezeichnung ‚Stadt‘ verliehen. Mag diese Verleihung auch an den Zuständigkeiten und dem materiellen Status der Gemeinde nichts ändern: die junge Stadt darf in ihr eine hohe Anerkennung dafür sehen, daß sie in ihrer über 1200jährigen Vergangenheit die Probe vor der Geschichte bestanden hat. Und weil dem so ist und der zweifache heutige Anlaß es nahelegt, darf an dieser Stelle, selbst auf die Gefahr hin, Schulwissen zu verkaufen, eine Würdigung jener mehr als 1200 Jahre nicht fehlen.

Funde als Zeugnisse

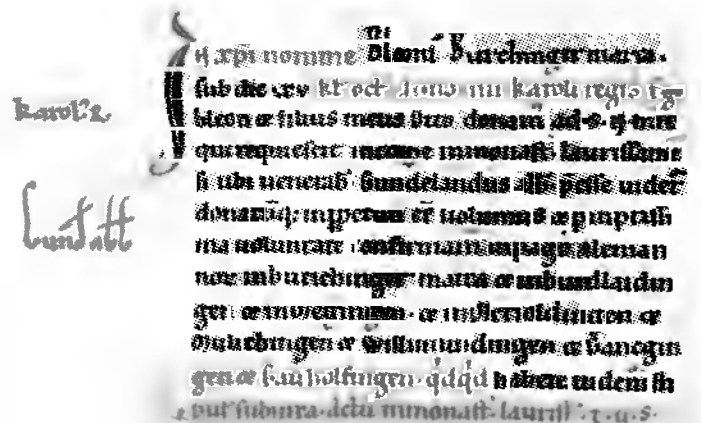
Der Raum zwischen dem Paß an der Wasserscheide Rhein/Donau und den Quellzuflüssen der Fehla dürfte seit je eine gewisse Anziehungskraft ausgeübt haben, doch sprechen von den Zeiten vor 772, dem Jahr der erstmaligen Nennung Burladingens, nur Funde wie Grabbeigaben, Schmuckstücke, Münzen und Waffen zu uns. Dies gilt von der Bronze- ebenso wie von der früheren und der späteren Eisenzeit. So hinterließen die von westlich des Rheines gekommenen Kelten auch in unserem Raum Zeugnisse einer beachtlichen Kultur.

Römische Siedlung

Mit einem um die erste Jahrhundertwende n. Chr. errichteten und in seinen Umrissen auch noch heute erkennbaren Kastell an der Wasserscheide auf Schlichten bekundeten die Römer ihre Anwesenheit im Burladinger Raum. Daß östlich dieses nur wenige Jahrzehnte genutzten Kastells noch eine zivile römische Siedlung bestanden hat, erscheint durch zahlreiche Funde erwiesen.

Neben dem Jubilar selbst ist stets auch seine Frau Marianne geborene Euler zu nennen. Sie gibt dem Heim an der Donaustraße in München und auch in Laiz die Atmosphäre, das Heimelige, das Mütterliche. Darüber hinaus war sie selbst als Künstlerin ein guter Arbeitskamerad.

Als Malerin ist sie von der alten, ewig jungen Leidenschaft aller passionierten Maler besessen, die Gegenstände ihrer Umwelt in Malerei zu verwandeln, in ein imaginäres Museum stiller, beschaulicher Bilder. Unbeeinflusst von Programmen und Doktrinen hat Marianne Henselmann es immer wieder verstanden das Charakteristische schlagartig zu vereinfachen und ihnen eine leuchtende Erscheinung zu geben. In einer keineswegs naiven Sinnlichkeit den Eindrücken der Außenwelt zugewandt, sind diese Bilder nicht nur Impressionen, ganz unfeierlich, ohne Pathos entstehen Verdichtungen von tausendfacher Naturbeobachtung. So etwas entsteht nicht nur auf der Staffelei, sondern aus der inneren Überfülltheit mit der Vorstellung »Natur« im Ablauf, Wachsen und Werden. Die Henselmanns haben vielen Menschen Freude mit ihren Werken bereitet, sie zwingen damit zur Hochachtung, und es erfüllt auch mit Stolz, daß sie beide zu uns gehören; so darf man wünschen: ad multos annos.



Lorsch Urkunde mit der Ersterwähnung von Burladingen aus dem Jahre 772

Alemannenzeit

Von besonderer Bedeutung für die volkliche Substanz der Alb dürfte das Vordringen der Alemannen aus dem norddeutschen Raum gewesen sein. Die meisten Orte mit den Endsilben ‚ingen‘ im Namen führen ihre Entstehung hierauf zurück. Auch Burladingen und vier seiner Stadtteile beschließen ihre Namen mit ‚ingen‘. Was liegt da näher als die Vermutung, auch sie verdankten ihre Entstehung der alemannischen Landnahme im 4. und 5. Jahrhundert. Eine Gewißheit hierüber besteht freilich nicht. Fest steht aber, daß sich die Alemannen gerade im Weichbild Burladingens dicht angesiedelt haben. Die Aufdeckung zahlreicher alemannischer Reihengräber seit der Jahrhundertwende und noch bei den Baulanderschließungen nach 1950 bestätigt dies.

Durch Schenkung Existenz bewiesen

Erstmals genaueren Aufschluß gibt dann die Urkunde von 772. Mit ihr schenkten ein sonst unbekannter Bleon und sein Sohn dem Kloster Lorsch in Hessen Güter, die sie in Burladingen und einer Reihe anderer Orte, unter ihnen Gauselfingen und Melchingen, besaßen. Diese Ortschaften müssen mithin bereits fundierte Gemeinden gewesen sein, und die Urkunde besagt weiter, daß sie im alemannischen Gau auf Burichinger Markung gelegen seien. Dabei hat diese Bezeichnung nichts mit Burladingen, sondern mit einem unweit abgegangenen Ort Burichingen zu tun. Die von der fränkischen Oberherrschaft errichteten Gaue waren somit auch im schwäbischen Raum eingeführt, und zur wirtschaftlichen Festigung der segensreich wirkenden Reichsklöster, von denen Lorsch eines war, trug damals auch Grundbesitz in unserem Raum bei.

Ortsadel und Burgen

In der Folgezeit trat Burladingen wieder in geschichtliches Dunkel zurück. Um die Jahrtausendwende faßte auch auf der Alb ein Ortsadel Fuß. Er hat sich in Burladingen vom 12. bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts gehalten. Über seine Herkunft und seine Legitimation, ob selbständige Herren oder unfreie Ministerialen, verlautet so gut wie nichts. Man wird ihn jedoch kaum davon freisprechen können, das Seine dazu beigetragen zu haben, daß die Bevölkerung immer mehr in die Leibeigenschaft abgesunken ist. Daß der Ortsadel, wo immer er auftrat, glaubte, sich auf steilem Felsen kühn errichtete Burgen schuldig zu sein, kommt noch heute der Landschaft unserer Stadtteile Ringingen, Melchingen, Stetten und Gauselfingen zugute, nicht aber Burladingen selbst, dessen einsitze Burgen fast nur noch nach Namen und Örtlichkeit bekannt sind.

Die Zeit der Zollergrafen

Mit dem Eintritt der Zollergrafen in die Geschichte bahnt sich dann eine gewisse Stetigkeit der Herrschaftsverhältnisse an. Doch keineswegs sofort: Im 14. und 15. Jahrhundert wechselte Burladingen nicht weniger als neunmal den Besitzer. Hierbei mischten die Zollergrafen kräftig mit. Erst seit dem Wiedererwerb aus württembergischer Hand im Jahre 1473 gehörten Burladingen wie auch Killer, Starzeln und Hausen der Zollergrafschaft kontinuierlich an und als es hundert Jahre später zur Aufteilung des zollerischen Besitzes kam, fielen diese Orte der Grafschaft Hohenzollern-Hechingen zu.

Es muß jedoch gesagt werden, daß die Bevölkerung unseres Raumes keine Erleichterung ihrer Lage erfuhr. Zu sehr hatte der vielfache Wechsel im Besitz der Orte, ja einzelner Ortsteile an der Leistungskraft unserer Albgemeinden gezehrt, Hinzu kam, daß die mit der Erbteilung von 1575 geschaffene Grafschaft Hohenzollern-Hechingen eben doch klein war, und sich schwer tat, den Ansprüchen der Hechinger Hofhaltung zu genügen. Dies wohl noch mehr, nachdem die zollerischen Grafen auf dem Reichstag zu Regensburg 1623 gefürstet worden sind.

Pest und 30jähriger Krieg

Um so schlimmer wirkten sich da die großen Nöte und Drangsale der Folgezeit aus. 1612 dezimierte die Pest unsere Bevölkerung. Die schrecklichste Geißel bedeutete aber auch für Burladingen der 30jährige Krieg, den Freund und Feind gelich gnadenlos nach dem Grundsatz der sich selbst ernährenden Feldzüge führten. Nach einer fundierten Berechnung auf Grund vorhandener Archiva-

lien beläuft sich der Gesamtschaden, den Burladingen in den Jahren 1628 bis 1645 durch die Kriegereignisse erlitten hat, auf über 118 000 Gulden, eine für die verarmte, auf wenige hundert Einwohner geschrumpfte Bevölkerung ungeheure Summe, wenn man bedenkt, daß damals ein Pferd um 30 und eine Kuh um 25 Gulden wert waren.

Weniger stark berührten der spanische und der österreichische Erbfolgekrieg unseren Raum, um so mehr dagegen die napoleonischen Feldzüge mit ihren vielen Durchmärschen und Gefechten.

Verschärft durch diese Ereignisse blieb die Lage der Untertanen unverändert prekär. Zwar überschritt der Bauernkrieg von 1525 die Grenzen der Zollergrafschaft nicht, dafür aber hatte diese und später das Fürstentum Hohenzollern-Hechingen in den 15 Aufständen zwischen 1584 und 1796 ihren eigenen Bauernkrieg. Er fand seinen Höhepunkt in dem – ich darf zitieren – »Land und Leute verderblichen Landesprozeß mit den Fürsten«, der schon im 17. Jahrhundert begann und nach endgültiger Abweisung der Kläger 1768 durch das Reichskammergericht mit dem auch von Burladinger Seite heißumkämpften Landesvergleich vom Juni 1798 sein spätes Ende fand. Worum ging es in diesem Prozeß: Vornehmlich um die hohen Wildschäden, die freie Pirsch, die Aufhebung der Leibeigenschaft und der Fronen. Der Fürst entließ sämtliche Untertanen aus der Leibeigenschaft, darüber hinaus brachte der Vergleich wesentliche verfassungsrechtliche Neuerungen.

Not- und Hungerjahre

Der Wind der französischen Revolution begann auch in den hohenzollerischen Landen zu wehen, und beruhigte sich, angefacht durch böse Not- und Hungerjahre, bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts nicht mehr. Die Leibeigenschaft war zwar aufgehoben, aber die aus ihr herrührenden Abgaben blieben. Teile der zollerischen Bevölkerung weiteten nach Jahrhunderten der Abgeschlossenheit allmählich außerhalb der Markungsgrenzen ihren Blick und leisteten den neuen Strömungen Vorschub; Burladingen und Killertäler Hausierhändler nicht zuletzt.

Für die Folgezeit genügen Stichworte: 1848 und 49 neue Bauernaufstände; die Pfarrer Blumenstetter, Diebold und Spreisler sowie einige Lehrer treten auf: dem Neuen zugetan, doch volksnahe Mahner zur Besonnenheit; Pfarrer Blumenstetter als Abgeordneter in der Paulskirche zu Frankfurt; die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und -Sigmaringen erkennen die Aussichtslosigkeit weiterer Regentschaft und treten ihre Länder an die Krone Preußens ab. Ein entsprechender Staatsvertrag mit dem Fürstentum Hechingen wird im Dezember 1849 geschlossen, und Anfang 1852 übernimmt Preußen die Regierung.

»Mehr recht als schlecht«

Mit diesen Daten beginnt für die hohenzollerischen Gemeinden eine neue geschichtliche Phase, und es erscheint geboten, zu resümieren, wie Burladingen die Zeiten der großen Wanderungen und der Feudalherrschaft bestanden hat. Unvoreingenommen kann gesagt werden, mehr recht als schlecht, und es sind immerhin Lichtpunkte, wenn Burladingen früher oder später das Marktrecht erhalten hat und unter den Zollergrafen Sitz eines Amtes mit Gauselfingen und Hörschwag war. Im übrigen sind es Jahrhunderte der Plagen und Widrigkeiten gewesen, des Kampfes gegen Hungersnot, Seuchen und Krieg.



Burladingen um 1885/90

Der Hausierhandel

Eine für die weitere Zukunft entscheidende Entwicklung bahnte sich jedoch an; die im 30jährigen Krieg auf 300 Seelen dezimierte Bevölkerung Burladingens wuchs bis zum Übergang an Preußen 1852, also binnen nur 200 Jahren, trotz hoher Kindersterblichkeit auf stattliche 1600 Einwohner an, eine Zahl, die alle Nachbarorte weit übertraf. Ein organisches Wachstum freilich bedeutete sie bei den nur mäßigen landwirtschaftlichen Möglichkeiten kaum, viel eher lastenden Bevölkerungsdruck. Schon früh hieß es daher, sich weiteren Erwerbsquellen zuzuwenden, so der Töpferei und, seit dem 18. Jahrhundert, auch der Herstellung landwirtschaftlicher Holzwaren: Erzeugnisse ohne Rohstoffprobleme, die jedoch nur durch den Hersteller selbst im Hausierhandel absetzbar waren. Die Burladinger Werker und Händler führte hierbei der Weg in den gesamten südwestdeutschen Raum, aber auch tief nach Bayern und Norddeutschland.

Das klassische Säculum

Doch, meine Damen und Herren, der Vortrag ist noch das letzte der 12 Jahrhunderte schuldig, das für Burladingen – die Formulierung sei gestattet – zum klassischen Säculum seiner Geschichte wurde. Zwar nicht in erster Linie politisch: Die weiträumige preußische Verwaltung ließ sich bevorzugt die beiden früheren Residenzstädte angelegen sein, doch sorgte sie in den Landen für wesentliche Verkehrserschließungen durch Schiene, Straße und Weg und nahm sich tatkräftig der Förderung der Landwirtschaft an. Denkwürdig für unseren Raum ist der 7. Oktober 1925, an dem ein preußisches Gesetz dem einstigen Kreis Hechingen seine bis zur Kreisreform unveränderten Grenzen gab: Die Oberämter Haigerloch und Gammertingen wurden aufgelöst, und von letzterem die einst fürstenbergischen Gemeinden Melchingen, Ringingen und Salmendingen dem Kreis Hechingen einverleibt. Erst seitdem gehören sämtliche Orte und heutigen Stadtteile unserer Raumschaft dem gleichen Kreise an. Seit der jüngsten Kreisreform ist dies der Zollernalbkreis, und die Gemeindereform war es, die dank dem

Verständnis der Beteiligten aus der Raumschaft Burladingen die Großgemeinde werden ließ, und damit die Voraussetzung zur Stadterhebung Burladingens schuf. Und noch eines sei anerkannt: Seit dem Bestehen Baden-Württembergs fährt Burladingen trotz eines Paketes offener Wünsche mit diesem Lande gut. Das hervorragende Zeichen aber, in dem Burladingen im letzten der 12 Jahrhunderte seiner verbürgerten Geschichte stand, ist seine Industrialisierung und sein darauf gegründeter ungewöhnlicher Aufstieg.

Von der Burladinger Sternstunde

Als vor rund hundert Jahren, vom württembergischen Staat unter Minister Steinbeiß zielbewußt gefördert, im Raume der heutigen Albstadt eine florierende Trikotindustrie entstanden war, da hat nur wenig später auch Burladingens Sternstunde geschlagen. Bescheiden fing es an, doch lag der eminent fleißigen und strebsamen Bevölkerung, die schon bisher primitive Hausweberei und -strickerei betrieb, der Sinn für die neuen Chancen gleichsam im Blut. Mehr und mehr Burladinger gingen in den Trikotfabriken des Talgangs zur Arbeit, und nicht gering war die Zahl der Frauen, die gegen bescheidenen Lohn Heimarbeit für Ebinger und Tailfinger Trikotbetriebe verrichteten.

Die Gründerzeit

Schließlich, 1887, machte sich der erste Burladinger mit der Herstellung von Trikotware selbständig. Weitere Gründungen folgten 1889, 1896, 1908 und 1914, bescheidene Unternehmen zunächst, durch ihre spätere Entwicklung jedoch als Pioniertaten voll bestätigt. Da kaum Eigenkapital verfügbar war, hielten fürs erste Wohnstuben und Scheunen der Hausgrundstücke als Produktionsstätten her, doch konnten noch vor dem Ersten Weltkrieg einige Fabriken bezogen werden. Ihnen folgten danach zahlreiche Erweiterungsbauten auch von inzwischen neugegründeten Firmen, und wa war bereits eine unumstrittene Stellung, die sich die Burladinger Industrie bis zum Zweiten Weltkrieg auf dem Textilmarkt verschafft hatte.

Wirkung über den Ort hinaus

Die schweren Rückschläge der Kriegsjahre wurden zielstrebig überwunden, ein steiler Aufstieg mit neuen Produktionen und modernsten Maschinen setzte ein und prägte in den vergangenen 30 Jahren das Bild der heutigen Stadt mit ihren langgestreckten und hochgeschossigen Industriebauten. Schon früh reichten die örtlichen Produktionskapazitäten nicht mehr aus. Arbeitskräfte aus der Raumschaft und darüber hinaus pendelten schon bald nach Burladingen ein oder nahmen die Arbeit in Filialbetrieben auf, die im hiesigen Raume, in den Nach-



Dr. Retlich beim Festvortrag

barkreisen, ja im württembergischen Oberland, im Schwarzwald und in der Pfalz errichtet wurden.

Es ist hier nicht der Ort für Monographien einzelner Unternehmen, ja selbst nicht dafür, einige wenige repräsentativ für alle anderen herauszustellen. Auf eines aber kann Burladingen verweisen: Mit Ausnahme einer hier schon früh etablierten Filiale gingen alle noch heute bestehenden Betriebe aus alteingesessenen Bauern- und Handwerkerfamilien hervor. Da hat es keiner Ansiedlungen von auswärts, keiner Verlagerungen oder ähnlicher Anlässe bedurft. Der damaligen Häupter jener Familien der Heim, Mayer, Fauler und Sauter sei darum am heutigen Tage ehrend gedacht. Aber auch der Söhne, Töchter, Schwiegersöhne und Enkel der einstigen Gründer sei Erwähnung getan, haben sie doch an verantwortlicher Stelle die überkommenen Unternehmen zu ihrer heutigen Bedeutung emporggeführt.

Gelebte Solidarität

Ein rühmliches Faktum Burladinger Geschichte ist die nie beschworene, von Anbeginn aber gelebte Solidarität der Mitarbeiter mit ihren der gleichen Schule entwachsenen Unternehmern, ein patriarchalisches Verhältnis, das auch in späteren Jahrzehnten nie völlig erloschen ist. Es waren bis zum Ersten Weltkrieg und noch danach bescheidene Verdienste, mit denen sich in Burladingen Mann und Frau und eine zahlreiche Jugend begnügt haben. An dieser Stelle darf jedoch auch darauf hingewiesen werden, daß Burladingen während der Wirtschaftskrisen dieses Jahrhunderts, darunter auch der gegenwärtigen, eine Arbeitslosigkeit nicht kannte.

Bevölkerungsbewegungen

Ihren heutigen Status aber hätte die Burladinger Industrie kaum erreicht, würde nicht seit der Jahrhundert-

mitte eine große Zahl Heimatvertriebener und Ostzonenflüchtlinge in den Fabriken fleißig mitarbeiten. Auch darüber darf die Geschichte Burladingens nicht hinweggehen, und ebenso nicht über das beachtliche Kontingent ausländischer Arbeitskräfte, die schon seit Jahren willige Helfer in den Betrieben sind.

Was in vorstehendem von der Textilindustrie zu sagen war, gilt ebenso für die Betriebe anderer Branchen, so für ein bedeutendes Speditionsunternehmen, eine Präzisionswerkzeugfabrik, ein Sägewerk und eine Bausteinfabrikation, ja, und dies sei gerne angefügt, auch für unseren Stadtteil Gauselfingen, der mit einem Viertel der Einwohnerzahl Burladingens eine weitgehend ähnliche Entwicklung im Verhältnis 1:4 genommen hat. Andere Stadtteile lassen Ansätze einer industriellen Entwicklung erkennen.

Wesentliche Aspekte

Meine Damen und Herren, eine gewerbliche Expansion wie die Burladingens ist nur in einem Bereich sich ständig erneuernder Infrastruktur vollziehbar, zumal wenn daneben eine Vermehrung der Einwohnerzahl von rund 1850 in 1900 auf 2750 in 1939 und 5500 in 1970 einhergeht. Kann dieser Ausbau der Infrastruktur auch hier nicht aufgezeigt werden, so sollen doch zwei Geschehnisse nicht unerwähnt bleiben, mit denen Burladingen höheren Ortes wichtige Hilfe erfuhr. Das ist einmal der Anschluß der Gemeinde an eine Vollspur-Eisenbahn, die 1901 mit der Inbetriebnahme des ersten Teilstückes der Hohenzollerischen Landesbahn stattfand, einer preussischen Initiative, und zum zweiten 1930 der Bau des Kreiswasserwerkes durch den Landkreis Hechingen mit Burladingen als Hauptabnehmer. Im übrigen hat Burladingen von Anbeginn den Erfordernissen der Industrialisierung zu entsprechen versucht und dies lange Zeit dank der Tatkraft ausschließlich ehren- und nebenamtlich in der Gemeindeleitung tätiger Bürger.

Preussische Sparsamkeit war es mit, die Burladingen erst 1932 mit über 2400 Einwohnern einen hauptamtlichen Bürgermeister zugestand. Doch da galt schon das Verbot jeglicher Aufnahme von öffentlichen Krediten und später die Abführung der Gewerbesteuererträge als Kriegsabgabe.

Infrastruktur Werk der letzten 50 Jahre

Das allermeiste an der heutigen Infrastruktur geschah in den zurückliegenden dreißig Jahren und zwar immerhin in einem Maße, das Burladingen bei der Gemeindereform zur Aufnahme von neun Ortschaften mit zusammen 7000 Einwohnern qualifiziert hat und nunmehr zur Führung des Titels »Stadt«.

Doch, mit diesem Titel darf es für die junge Stadt sein Bewenden nicht haben. Burladingen wird in ihm einen Auftrag, eine Verpflichtung sehen, kein Ende, sondern einen Beginn.

Stadterhebung ein Auftrag

Der Auftrag, den eine Stadterhebung bedeutet, ist individuell. Für Burladingen als ausgeprägte Flächengemeinde besagt er, städtische und ländliche Gesinnung in ihren positiven Werten bestmöglich zu integrieren und als Stadt noch mehr das zu pflegen, was uns weitgehend abhandengekommen ist, eine lebendige und – man ist versucht zu sagen – ökologisch empfundene Harmonie von Stadt und Land.

Zu den Prioritäten

Daß dies nicht Wunschziel bleibe, vereinfacht die kommunalen Probleme Burladingens keineswegs. Die Stadt



Burladingen um 1965

Foto: Mühlhansel

kann jetzt planerisch die gesamte Raumschaft erfassen und übergreifende Projekte verwirklichen, sie wird jedoch hierbei prüfen, wo städtischen und wo land- und forstwirtschaftlichen Notwendigkeiten Priorität gebührt. Im Hochbau möge Burladingen weiterhin vermeiden, was andernorts falsches Verständnis nicht selten fehlinterpretiert hat.

In diesem Sinne will auch die Ortskernsanierung verstanden sein. Doch Burladingen wäre nicht die notorisch dynamische Gemeinde, wollten die Wünsche auch auf den eigentlichen Gebieten der Infrastruktur jemals verstummen; hier jedoch auf sie einzugehen, führte zu weit.

Damit sie sich aber in angemessenen Fristen erfüllen, genügt aufgeschlossener Bürgersinn allein nicht. Mit ihm Hand in Hand muß tätiger Opfergeist gehen. Auch für diesen hat die Gemeinschaft der Bürger hier und in den Stadtteilen eindrucksvolle Beweise erbracht. Mehrere würdige Kirchenbauten sind im Stadtbereich in den letzten Jahrzehnten entstanden, andere wurden stilgerecht renoviert. Auch hier hat sich in hohem Maße tätiger Gemeinschaftssinn bewährt, und zu manchem Sport- und Versammlungszentrum – man denke nur an das Hallenbad – trugen bürgerschaftliche Fördervereine stattliche Summen bei. Anerkennung verdient aber auch das Verständnis, mit dem die Bürger der Raumschaft den unvermeidlichen fiskalischen Beschlüssen ihrer einstigen und der heutigen Gemeinde gefolgt sind.

Der Charakter als Stadt darf an der Gemeinschaft der Bürger nicht rütteln und zur Anonymität hinführen, darf im nachbarlichen Umgang nicht reservierte Kühle anstelle von Wärme treten lassen, darf da, wo es schon immer heimisch war, das »Du« nicht durch ein »Sie« verdrängen. Ja, es ist gut so, daß jüngst von verantwortlicher Seite die »Stadt mit Herz« verpflichtend angesprochen worden ist.

Die junge Stadt zeige sich aber auch in Zukunft wirtschaftlich solidarisch und von welcher Warte aus immer auf die Erhaltung und Mehrung ihrer Leistungskraft bedacht! Unsere Betriebe müssen als Lebensgrundlage trotz weltweitem Wettbewerb erfolgreich fortbestehen und von fleißigem, schaffigem, heimischem Leben erfüllt bleiben, Handel und Handwerk bedürfen auch in Zukunft des nachbarlich verbundenen Kunden, und die Freien Berufe ihrer Patienten und Mandanten.

Jugend ein Anliegen

Auf ein Anliegen aber sei besonders hingewiesen: Burladingen braucht auch in Zukunft seine Jugend. In 25

Jahren fast pausenlosen Planens und Bauens hat die Gemeinde der Jugend der Raumschaft ein Schulzentrum vor der Haustür erstellt, das mit modernsten Mitteln alle Möglichkeiten allgemeiner Bildung bietet. Daß diese voll ausgeschöpft werden, möge auch in Zukunft so sein. Doch sei das Bildungsstreben, das sich hier kundtut, stets von der Liebe zur Heimatstadt und der Anhänglichkeit an sie getragen! Der weiterführende Schulbesuch verleihe nicht dazu, den Blick für später verstärkt den großen Städten und ihren Ballungsräumen zuzuwenden, während auch im ländlichen Raum das Leben immer qualifizierter und für einen gehobenen Nachwuchs aufnahmefähiger wird.

Ja, das Anliegen lautet überspitzt ausgedrückt so: Zwischen den Räumen nördlich und südlich seiner heutigen Grenzen, die weitgehend von namhaften, gewerbetragenden Städten bestimmt sind, darf der Raum Burladingen nie eine Art Hohlraum werden. Noch besteht hier keine Gefahr, und die Burladinger Jugend würde ihrer Vorfahren entsagen, wollte sie diese irgendwie aufkommen lassen. Burladingen setzt hierin alles Vertrauen in sie.

Wünsche für die Zukunft

Abschließend darf man der Stadt Burladingen wünschen, ihre noch junge Gemeinschaft möge sich immer mehr festigen, aus der stets guten Nachbarschaft des einstigen Unterzentrums zu seinem Raum erwachse eine enge, vertrauensvolle Partnerschaft im Rahmen der Stadt. Burladingen stehe auch in Zukunft fest auf seinen zwei Fundamenten, seiner blühenden Industrie und einer Landwirtschaft, für die zu mühen sich lohnt, flankiert von gesundem Handel, Handwerk und Dienstleistungen jeglicher Art. Die Stadt möge mit ihren Pfunden, wenn schon nicht wuchern, so doch erfolgreich walten, Überkommenes sinnvoll wahren und sich dem Neuen tatkräftig doch wägend erschließen. Dabei bleibe sie ihren Bürgern wie eh und je zutiefst erlebbare Heimat, die ihnen Halt und Geborgenheit schenkt.«

RÖMER-KASTELL IN BURLADINGEN-HAUSEN

Im nächsten Heft der Hohenzollerischen Heimat bringen wir den Abdruck dieser Arbeit des Burladinger Konrektors Hans Grubmiller.

Haigerloch/St.Märgen/Hohenberg 1096/1120/1158

Anlässlich einer Ausfahrt von Freiburg über St. Peter wurde auch die nahe Pfarr- und Wallfahrtskirche St. Märgen besucht. Während der Patron des ehemaligen Benediktinerklosters St. Peter (1093–1806) klar im Namen erkennbar ist, konnten sich die Teilnehmer über den Namen *St. Märgen* nicht schlüssig werden. Einige vermuteten darin die hl. Margaretha, andere gar den Evangelisten Markus. Beides stimmt jedoch nicht. Die Urkunden lehren, daß es sich um ein ehemaliges Kloster der Augustinerchorherren *sanctae Mariae* handelt. Der Name wurde über »sant Marien, sant Märjen« zu St. Märgen. (Der adelige Mettelhans Schwelher zu Ringingen hatte drei Töchter Margareth, Ursula und Mergelin, d. h. Mariele, um 1450). Noch heute blüht die Marienwallfahrt in St. Märgen und hat ihren Mittelpunkt im Gnadenbild der linken Seitenkapelle. Das Gotteshaus hatte schon länger an Feuchtigkeit zu leiden (um 1912 schlug einmal der Blitz darein und machte große Schäden!). Neuestens wurden die Außenmauern ringsum tief freigelegt und abgedichtet und Drainage gelegt, während die vielfach angepriesene Durchlöcherung bzw. Durchlüftung des Mauerwerks nichts genützt hat. Daß diese Cella *sanctae Mariae* ihren Ursprung um 1120 einem Haigerlocher Grafensohn verdankt, war den Reisegefährten unbekannt. Es war der geistliche *Bruno von Haigerloch-Wiesneck*, Dompropst zu Straßburg und zeitweise Reichskanzler unter Kaiser Heinrich V. Noch bis in neuere Zeit meinte man, Bruno sei identisch mit dem späteren Bischof von Straßburg und auf einem alten Klostersiegel heißt er sogar: »Bruno von Hohenberg, der Gründer«. Erst durch die Forschungen von Hans Jänichen¹ wurde man aufmerksam, daß Bruno von Haigerloch stammte und in einem alten Totenverzeichnis der altzuständigen Pfarrei *Weildorf* als »Stifter« vorkommt, somit konnte dann auch bald das Leben dieses Kirchenmannes und Gründers von St. Märgen genauer herausgearbeitet werden². Brunos Bruder von 1096 war Graf Adalbert von Haigerloch, auch von Wiesneck genannt, den man lange für einen Angehörigen des Zollernstammes angesehen hatte. Von der seit 1096 nachweisbaren Burg Wiesneck (schon 1123 »Burgstall«, d. h. zerstörte Burg, aber immer wieder aufgebaut) finden sich heute nur noch unbedeutende Mauerreste an der Nordseite des Dreisamtals auf einem Bergkegel unweit von Kirchzarten und Himmelreich auf Gemarkung Buchenbach. Die Grafenfamilie nannte sich bald von Wiesneck, bald von Haigerloch. Bruno stiftete um 1120 St. Märgen auf eigenem Grund und Boden und besetzte es mit französischen Ordensleuten, was allerlei Schwierigkeiten hervorrief, daß bald das nahe St. Peter und der Bischof von Konstanz eingreifen mußten². Nach dem Aussterben der Grafen von Haigerloch (als wohl letzten finden wir einen Grafen Wezel, d. h. Wezilo = Werner im Jahre 1162) ging ihr ganzer Besitz um Haigerloch und im Dreisamtal samt ihrem Wappen an die wohl weiblicherseits nahe verwandten Grafen *von Hohenberg* über. Daher hielt man diese später irrtümlich für die Gründer von St. Märgen. Angeblich hat Gr. Burkart von Zollern (1125–50) eine Grafentochter von Haigerloch geheiratet und deren beiden Söhne Burkart und *Friedrich* bauten eine neue Burg in ihrem alten Stammland, dem Scherragau, nämlich auf dem Oberhohenberg (1008 m. ü. M.) bei Schörzingen und nannten sich fortan »von Hohenberg«³.

Als ältesten Nachweis für die Hohenberger kannte man bisher den Grafen Burkart 1172–1190⁴. Prof. Karl Schmid hat jedoch⁵ eine in Marseille erhaltene Urkundenkopie zitiert, deren Original vom 25. Oktober 1158 vom Kaiser Friedrich Barbarossa herrührte, der damals in Italien (Verona) weilte. Darin sind neben verschiedenen geistlichen und weltlichen Zeugen auch aufgeführt: Otto von Wittelsbach, Berthold von Andechs, Berthold von Vohburg, Markgraf Hermann von Baden, Emicho von Leiningen, Berengar von Sulzbach (Hirschberg), Albert von Tirol, und den Schluß dieser hochadeligen Herren bilden *Graf Fredericus de Hohenburg* und Graf Rudolf von Bregenz (Pfullendorf). Man darf in diesem Friedrich von Hohenburg den erstmals vorkommenden Grafen von Hohenberg sehen und zwar mit Rücksicht auf den Ausstellungsort und die nur als Kopie oder Abschrift erhaltene Urkunde. Dieser Friedrich von Hohenberg wird ohne ersichtliche Gründe als der jüngere Bruder obigen Burkarts von Hohenberg angesehen⁶, der bis 1192 vorkommt, aber keine Nachkommen hinterlassen zu haben scheint.

Die Grafen von Hohenberg haben bis zum Jahr 1293 den Schutz St. Märgens und der Herrschaft Wiesneck innegehabt. Dann veräußerte Graf Albrecht II. diese Besitzungen und Rechte an den Freiburger Ritter Burkart Turner². Die Merkwürdigkeit, daß das St. Märgener Konventsiegel noch um 1310–20 irrig »Bruno von Hohenberg als Stifter« nennt, hat Wolfgang Müller⁷ in einer größeren zusammenfassenden Geschichte des Klosters behandelt und begründet, auch die Gesamtentwicklung der von vielen Schwierigkeiten und Schicksalsschlägen betroffenen Cella *sanctae Mariae* ausführlich dargelegt. Weiteres und bisher unbekanntes Material über die Grafen von Hohenberg brachte neuestens Prof. Decker-Hauff zutage⁸, weit über Fr. X. Hodlers Geschichte des OA Haigerloch (1928) hinaus.

Anmerkungen:

¹ Hohenz. Jahreshefte 1961, 5–28.

- J. A. Kraus: Schauinsland 1964, 116–121; *Alb. Krieger*, Topographisches Wörterbuch von Baden, 1905 Bd. II. 762 f.

³ Handbuch d. histor. Stätten Baden-Württembergs 1965, 580 St. Märgen u 492 Hohenberg.

⁴ *Großmann*: Genealogie d. Gesamthauses Hohenzollern, 1905, S. 105 u. 319.

⁵ Graf Rudolf v. Pfullendorf, 1954, 271.

⁶ Note 4.

⁷ Zeitschr. »Freiburger Diöz. Archiv« 1969, 5 f.; Siegel S. 119–120.

⁸ Zeitschr. f. hohz. Geschichte 1973, 103 ff.

Um ein Schillerdenkmal

Unser schwäbischer Dichter Friedrich Schiller (1759–1805) hat durch seine Schöpfungen ohne Zweifel größte Volkstümlichkeit erreicht. Vielerorts wurden ihm Denkmäler errichtet. Fast vergessen ist jedoch, daß auch der ehemalige Leseverein in Jungingen ihm s. Zt. ein solches auf dem östlich des Dorfes hochgelegenen Hügel (unweit des sog. Bürgleehofs unter Eineck) aufgestellt hat, was jedoch in dieser Form nicht jedem Einwohner des Dorfes eine Selbstverständlichkeit war. Besonders dem Heimatdichter Casimir Bumiller (Vater), der am 22. März 1861 das Licht der Welt erblickte, war es laut ei-

nes älteren Zeitungsbericht direkt ein Dorn im Auge. So hielt der »Casse« mit seiner Kritik nicht hinter dem Berge, sondern gab unverhohlen seine Ansicht mit folgenden Versen kund:

»Armer Schiller!
Zwischen Jungingen und Killer,
im Dornesträuch und Steingeröll
prangt Dein Bild am Holzgestell!
Du, der Muse großer Sohn,
dem gebührt der höchste Thron:
Du, der stets mit hohem Klang
nur von Edlem, Schönem, sang,
Duldest hier am Marterpfahl
in der Wüste öd und kahl!
Wanderer! Kommet doch und seht,
wie's heut' unserm Schiller geht!«

Vor Jahrzehnten konnte man noch die Plakette am Pfahl bewundern. Ob heute auch noch, weiß der Bericht-
erstatte nicht. (K.)

ADOLF LIEB

Ein Blick auf die Flurkarte der Gemarkung Hettingen

Hier bringt jede Bezeichnung eine Aussage über geologische Lage, bodenkundliche Beschaffenheit oder einfache topographische Situationen. An einer Reihe von Beispielen, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, können diese Tatbestände sichtbar gemacht werden.

Kohlhau: »hau« ist eine Hiebabteilung im Wald. Ein Waldstück, aus dem der Reihe nach das ältere Holz herausgeschlagen wird, oft ein Holzschlag in Gemeindeverwaltungen, dessen Ertrag unter die Nutzungsberechtigten Bürger verteilt wird.

Hilbenhau: In diesem Wort ist die »hülbe« vorhanden, darunter versteht man sumpfiges Gelände oder Wasserlöcher, auch wichtige Viehtränken.

Birkenlau: Ebenfalls eine Aussage über die Bodenbeschaffenheit, meistens feucht, sumpfig mit dunkleren Böden.

Schorren: Dieses Wort kennt man bereits im hohen Mittelalter und meint eine steinige Gegend mit schroffen Felsen und Gesteinzacken.

Götzenbühl: Der 2. Teil des Wortes »bühl« dürfte klar als Geländebezeichnung verstanden werden. Ein »bühl« ist eine übersehbare Erhebung und weniger mit Äckern bestellt. Schwieriger ist die Deutung von »Götz«. Es könnte die Kurzform von Gottfried sein und auf alte Besitzrechte verweisen oder auf eine heidnische Götterstätte alemannischen oder römischen Ursprungs. Das müßte an Ort und Stelle untersucht werden.

Stöckle: Wie »oberer Stock« eine Grenzbezeichnung. Diese war teilweise aus Holz, teilweise aus Stein. Wir haben in unserer Sprache noch die Redensart: er rennt über »Stock und Stein« d. h. quer über alle Grenzmarkierungen hinweg.

Galthaus: Für jeden Ortskundigen ein Begriff. Die Galthausbuchten waren während des 2. Weltkriegs Anziehungspunkt der »Büchelesucher«, die Speiseöl gewinnen wollten. Im Galthaus selbst wurde das nicht trüchtige Vieh, das Galtvieh, sommers auf der Weide gehalten.

Pfaffenberg: Im Mittelalter war die Bezeichnung »Pfaffe« für Pfarrer normal, ohne jede Abwertung. Die Pfarrer waren damals teilweise bedeutende Grundbesitzer.

Harnösch: »esch«, eine Bezeichnung aus der Dreifelderwirtschaft mit ihrer Fruchtfolge. Harn hat nichts mit

dem uns geläufigen Wort zu tun, sondern stammt aus dem Mittelhochdeutschen »harn« in der Bedeutung von »rufen«. Möglicherweise weist das Wort auf Beobachtungen des Widerhalls hin.

Bohnensteig: Die Erzfunde, die als Bohnerze bekannt sind, geben der Gegend den Namen. Daher auch im Hettinger Bereich Bezeichnungen wie »Erzenbarn« oder »Grubäcker«. Auch »Ehrenhäldele« weist auf Erz hin. Das Wort ehren-reich ist die entstellte Form für erz-reich.

Schachenäcker: Der Schachen bezeichnet eine Waldzunge oder den Vorsaum eines Waldes, manchmal auch ein einzelstehendes Waldstück.

Sauhag: »hag«, ein eingezäunter Ort zur Jagd von »Sauen«.

Auf Wolfgrub: Früher fing man Wölfe in Fallgruben. Sie waren mit senkrechten Wänden angelegt, mit Reisig bedeckt und mit einem Köder versehen. Zu welchem Zeitpunkt in Hettingen noch Wölfe gefangen wurden, bedarf einer Nachprüfung. Der letzte Wolf, der geschossen wurde, datiert ins frühe 19. Jahrhundert. Das geschah auf der »Ah«, wo die Stelle heute noch bezeichnet ist. Das erlegte Tier steht in den fürstlichen Besitzungen in »Josephslust«.

Schelmanwasen: »Schelmen« sagte man zu verendeten Tieren. Sie wurden verlochert und vergraben an Stellen, die man als »wasen« bezeichnete. Heute klingt es etwas milder, wenn man jemand einen »Schelm« nennt und »Aas« meint.

Layern: Von Loh oder Loch abgeleitet. Die Mehrzahl heißt »laier«. Ursprünglich ein kleiner Wald im Privatbesitz, findet sich vielfach am Rande der unbebauten Flur. Früher diente das Loh teilweise der Weide, manchmal auch der Jagd.

Eselhalde: Möglicherweise ein Hinweis auf früher oft zur Arbeit verwendete Esel. Sie trugen auf steilen und schlechten Wegen ihre Lasten an Getreide und vermittelten den Verkehr zwischen hoch gelegenen Orten und den Mühlen im Tal.

Kapf: Eine runde Bergkuppe, die einen guten Ausblick ermöglicht. Das Wort lebt noch in »gaffen«. Schon die Dichtung warnt um 1200 die Liebespaare vor einem störenden »kapfäre«, vor einem neugierigen Gaffer. Wer heute allerdings auf dem »Gafferbuckel« wohnt, kann sich sicher über seine schöne Aussichtslage freuen.

Soppen: Ein mooriger Boden mit zähem Gras.

Bahn: Hier handelt es sich um die modernisierte Form für »bann«. Wildbann ist im Gegensatz zur freien Pürsche ein »gebannter«, meist umhegter Jagdbezirk, worin das Jagdrecht nur einer Gemeinde oder Herrschaft zusteht.

Kohlplatte: Die Köhler, die Holzkohle gewonnen haben, verrichteten ihre Arbeit in Meilerstellen auf Waldblößen.

Altenburg: Es bleibt zweifelhaft, ob mit Burg die alte, frühgeschichtliche Wehranlage oder eine neue mittelalterliche Anlage mit einer dabei errichteten Siedlung gemeint ist. Vor allem werden die von herrschaftlichen Geschlechtern errichteten Ritterburgen, die vom 12. Jahrhundert an Mode wurden und als Höhenburgen vielfach vorangehende Herrensitze in Dörfern ablösten, mit Burg bezeichnet. Ob der Name »Altenburg« eine Namensübertragung ist, oder Rückschlüsse auf eine Anlage, die vor langer Zeit schon verschwunden ist, zuläßt, müßte genaueren Untersuchungen überlassen bleiben.

Rechtstal: Die Bedeutung ein »rechter Boden« heißt nichts anderes als ertragreiches, günstiges Gelände. Das

dürfte für Albverhältnisse auch den Unterschied zum Steinreichtum angedeutet haben.

Lache: Eine »Lache« ist nicht nur eine Mulde, in der Wasser von mehreren Seiten zusammenläuft. »Lachen« sind auch Grenzzeichen: Lohebäume, meistens Eichen und Buchen, die mit Grenzzeichen versehen wurden.

Kaltel: Eine ertragsarme Flur nannte man auch eine »kalte Flur«. Manchmal war es ein Hinweis auf die winterliche Lage, eine Gegend, die der Kälte besonders ausgesetzt war.

Joble: Die abergläubische Volksseele dachte an »johlen-de« Spukgestalten, an verdammte Seelen. Es sind auch Sagen von kopflosen Gespenstern, verunglückten Pferden oder geheimnisvollen unterirdischen Gängen bekannt.

Wehrensteig: Eine »Wehr« war oft ein Graben an einer Gebietsgrenze, mit großem Aufwand angelegt, manchmal durch Verhau und Gebüsch verstärkt.

Kachelhalde: Der Kachelfels erinnert in seiner Form an eine »Kachel«, an einen Kochtopf.

Burren: Ein sehr altes Wort, das bereits im Gotischen als *burjan*, »sich erheben« vorhanden ist. Als *Burren* bezeichnet man eine kleine, auffällige, als hinderlich empfundene Erhebung, an dem das Gestein sichtbar wird.

Demselben Wortstamme entspringt der große *Burren*, uns allen als »*Bussen*« bekannt, oder die teilweise unterschiedlich großen »*Burren*« des weiblichen *Busens*. Schwellungen und Überbeine werden auch *Burren* genannt.

Breite: Breite oder Breike weist auf herrschaftlichen Besitz hin. In der Regel ist er dorfnah, günstig gelegen und hatte fast immer eine Verbindung zu den Grundherrn.

Liße: Ein außerhalb der Hettinger Flurkarte liegendes Gewann. Da es aber jedem Hettinger sehr bekannt ist, soll es hier erwähnt werden. »*Lihs*« kann ein Hinweis auf mergeligen Boden sein, aber auch eine Aussage über die Aufteilung von Herrenbesitz im hohen und späten Mittelalter. »*Lüssen*« wurden auch durch Los zugeteilt.

Die wenigen, in Auswahl vorgestellten Flurnamen zeigen deutlich, daß Sprache einerseits im Wandel begriffen ist, andererseits Aussagen macht über Dinge, die längst durch die Zeit verändert sind. Die Mehrdeutigkeit des Namens kann die Phantasie und auch weitere Forschung anregen oder zu Kritik herausfordern. Es wäre eine schöne Aufgabe für interessierte Heimatkundler, Aussagen der Flurbezeichnung auf ihren an Ort und Stelle überprüften Wahrheitsgehalt zu untersuchen.

CASIMIR BUMILLER

Die Familienbibel als Ort historischer Chroniken

Ein Junginger Beispiel

Im Besitz des jetzt in Burladingen lebenden Roland Schuler befindet sich eine alte schwere Bibel, die über die Vorfahren seiner Mutter auf ihn gekommen ist. Es fehlen leider die ersten vier Seiten des Alten Testaments, aber nach S. 450 folgt das Titelblatt zum Neuen Testament:

Das New Testament. Nach alter in christlicher Kyrchen gehabter Translation trewlich verteutschet und mit vielen heilsamen Annotaten erleucht durch D. Johan Dietenberger. Cöln (Arnold Quentel) M. D. CIV. (= 1604)

Es handelt sich also um ein sehr wertvolles Exemplar, das selbst den 30jährigen Krieg überstanden hat und in unserer ländlichen Gegend vermutlich wenig Gegenstücke kennt. Auf den Innenseiten beider Buchdeckel und auf einigen eingelegten losen Blättern befinden sich handschriftliche Eintragungen, die wegen der undeutlichen Hand des Schreibers und etlicher verdorbener Stellen nicht leicht zu lesen sind; für geduldige und kritische Mithilfe bei der Transskription danke ich Josef Schuler.

Anno 1795 den 24. November habe ich, Wolfgang Kohler von Jungingen diese Bibel rinnofihren lassen, hab ich dar vor bezahlen müssen

40 x [Kreuzer]

1790 ist zwischen dem Kayser und dem Nider Land ein schwerer Krieg entstanden, welches ... in Frankhreich dar zu geschlagen und mit vilem Bluot vergiessung gekostet und hat getaurt bis Anno Christi /1800/.

Woher zu im Reich eine große Theirung an Frichten und Hay, der Schöfel Haber 12 f. [Gulden]; das Viettel Körnen 4 f. 50 x; den Zentner Hay 2 f. 45 x; und ist ein stargke Rekruthiren gewesen das der Man kost hat 400 bis 500 bis 600, 700 f.; und das Viech so deyr wahr, das eine mitel mesige Kuo kost hat 60 f.; ein mitelmesige jehrig Kelble 25 f.; ein 2 jehrig Par öxle 46 f.; und ein Parr Esoxen (?) von 300 bis 400 bis 500 f.; und hat getaurt bis anno Christi 1797

Als der Bibel diese zeitgeschichtlichen Daten anvertraut

werden, ist sie bereits fast 200 Jahre alt, befindet sich also möglicherweise schon in der sechsten oder siebten Generation einer Familie. Warum erst um das Jahr 1800 derartige Eintragungen in das ehrwürdige Buch gelangen, erklärt sich wohl einerseits daraus, daß erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein größerer Kreis der dörflichen Bevölkerung schreiben konnte (in Jungingen wurde vermutlich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts regelmäßig unterrichtet, die allgemeine Schulpflicht wurde in Hohenzollern-Hechingen 1780 eingeführt); andererseits scheint sich die Sitte des empfindsamen Bürgertums, innere und äußere Nöte in privaten Aufzeichnungen festzuhalten (Tagebuch- und Briefeschreiben kommt im 18. Jahrhundert in ‚Mode‘), auf eine bestimmte kleinbürgerliche Schicht der Dörfer zu übertragen. Mindestens zwei Junginger Zeitgenossen des Wolfgang Kohler schreiben in jener Zeit ähnliche Chroniken: der Lehrer Christian Bumiller und der Gastwirt Sylvester Riester (s. Heimatbuch Jungingen, S. 62). Wolfgang Kohler muß seine Schilderungen vor 1800 – die jüngste Jahreszahl 1800 ist mit dickerer Feder gut erkennbar später nachgetragen worden – geschrieben haben; dies ist der vorläufige Terminus ante quem.

Was den Inhalt der Chronik angeht, so erkennen wir, daß Kohler mit den großen politischen Gegebenheiten seine Schwierigkeiten hat: Die Aussage »1790 ist zwischen dem Kayser und dem Nider Land ein schwerer Krieg entstanden« ist offensichtlich falsch. Mit dem Kaiser kann nur der Deutsche Kaiser gemeint sein. Die Niederlande (hier: das heutige Belgien) waren aber damals selbst österreichisch, können also kaum im Krieg mit dem eigenen Mutterland gelegen haben. Richtig ist vielmehr, daß es zwischen Österreich und Frankreich zu einem Krieg um die Niederlande kam, die dann richtig 1797 zu »Frankhreich dar zu geschlagen« wurden.

In der Beschreibung der lokalen, ihn unmittelbar betref-

fenden politischen Ereignisse ist der Chronist natürlich wesentlich zuverlässiger. Auch aus anderen parallelen Quellen geht eine Teuerung (Inflation) hervor, was Frucht, Vieh und gekaufte Soldaten (sogenannte Einsteher) angeht.

(17)98 d. 6. Juni ist mit . . . Firsten ein . . . orth gedrofen worden wegen dem Prozess der schon über 95 Jahr getaurt hat und vill gekost hat, das es an keine Summa zu setzen ist, in disen Jahren (ist) in unserm Land schedliches Wildbreth gelofen . . . Sauen, Hirsch, Dangeißlen (?), Reh, Hasen, Fasanen, Feldhiener, das es von aller Gathung keine (Z)ahl zu setzen ist, und in disem Jahr haben wir Prozeß auf der Kammer Wetzlar [Wetzlar] und haben etlich mahl (?) Urteel erhalten, das wir alles schedliches Gewild schießen derfe, und alle mol hat es der First wider eingelegt, und hat uns Execution eingelegt, und die leith so behandelt, deill creutz weis geschlagen und in Dieb Thurn gelegt lange Zeit, ein deil in Zucht haus, deill under die Soldaten, deil auf die Schantz auf Villipsburg, deill 4 wochen in Arrest gelegt und bey waser und brot und gebriglet das kein wunder were gewesen der allmechtige Gott hete es nit übersehen kennen. N: im 98 Jahr haben wir einen neyen Firsten bekommen und hat mit uns under thanen (einen Verg?)lich gemacht, das wir alles gewild . . . thuoth, es mag nahmen haben was . . . mit 4 aufgestellten schitzen schießen . . . behalten und an ungemessen Hag (und Jagd F)rohn noch (?) 2 oder 3 Tag zu frohnen . . . schuldig bis auf 65 und 70 Jahr. . . schuldig sein, wan aber einer das . . . so ist er von aller Herrschaft frohn (dienst?) frey.

[. . .] M: unser durchlauchster First hat am Huldigungstag die Leibeigenschaft zu ewigen Zeiten geschenkt, sein Nahm heißt Friderich Hörrmann . . . First zu Hohenzollern der allmechtige Gott gebe im und uns hier den (?) göttlichen Segen dar zu, und dort in jener Welt das ewige Leben, dises ich von Herten allen wünsche Amen Amen t: Wolfgang Kohler, Schitz allhier Wolfgang Kohler berichtet hier über das Ende des Wildschadenprozesses sehr genau. Eine völlig übereinstimmende Beschreibung liefert uns der Chronist Christian Bumiller (abgedruckt im Heimatbuch Jungingen, S. 61 f.). Der Kampf der Hohenzollerischen Bauern um das freie Jagdrecht dauerte seit 1584, der Prozeß mit den Hechinger Fürsten am Reichskammergericht in Wetzlar lief seit 1700 und endete 1798 unter dem neuen Fürsten Friedrich Hermann Otto (1798–1810) mit einem Vergleich: einer der Punkte war, daß jedes Dorf Schützen aufstellen durfte, die durch Abschießen des überschüssigen Wildes den Schaden auf den Feldern geringhalten sollten. Wolfgang Kohler tut durch seine Unterschrift kund, daß er einer der vier Junginger Schützen war.

Das Ende des Wildschadenprozesses traf zusammen mit dem beginnenden Abbau feudaler Rechte der Fürsten: Friedrich Hermann verzichtete am Huldigungstag (26. 6. 1798) auf die Leibeigenschaft über seine Untertanen. Dies war allerdings nur ein formaler Akt. Tatsächlich hatten die Bauern weiterhin (bis 1856) die sich aus der Leibeigenschaft ergebenden Steuern zu bezahlen (den Hauptfall, eine Art Sterbesteuer). Vielleicht erscheint auf diesem Hintergrund der folgende Eintrag verständlicher:

ich bite alle Nachkömmling es mag sein über kurtz oder lang wan man glaubet man sey in einer Sach über triben oder das Joch sey zu schwir es mag sein in was vor einem umstand es sich begeben kann, so folget dem aller weytesten königlichen provöthen Sallomun er sagt in seinen weysen sprichen fang kein Handel an mit dem der

sterkher ist als du dan du muost den Handel verspillen, folget dem Evangelium bittet so wird euch gegeben klopfet an so wirth euch auf gethan, wirth er dir nit auf tun als dein Freund so wirth er dir auf thun aus ungestimigkeit und wirth dir geben was dir mangleth und felth.

Der Rat, den der Chronist mit dem Propheten Salomon seinem Nachkommen gibt, ist nur im Zusammenhang mit dem oben beschriebenen historischen Hintergrund zu sehen. Wolfgang Kohler war sich sicher darüber bewußt, daß die feudale Ordnung trotz formaler Abschaffung der Leibeigenschaft bestehen blieb. Daher gerät sein Lob des Fürsten Friedrich Hermann sehr kurz. Ausweg und Trost sucht er in der religiösen Innerlichkeit, nicht etwa in politischem Aufbegehren (»fang kein Handel an mit dem der sterkher ist als du«), wie das über zwei Jahrhunderte die Übung der Hohenzollerischen Bauern gewesen war. Hier kommt bereits eine Haltung zum Tragen, die 50 Jahre später bei der 48er Revolution charakteristisch für das bemerkenswert passive Verhalten der Junginger war.

Mit diesem politisch motivierten, religiös verkleideten Ratschlag sind die Eintragungen des Wolfgang Kohler noch nicht zu Ende. Auf der Innenseite des hinteren Buchdeckels nimmt er noch einmal das Thema der Koalitionskriege gegen Frankreich auf.

1798 sind die Franzosen in die Schweiz ein . . . und in Solendurn so eine große Schlacht entstanden das die Schweitzer sich so gehalten mit siedig wasser auf Franzosen gelofen und mit Ziegel ab den Decher herunder geworfen das die franzesiche Arme um Bardton gebeten ist aber nicht geschen, seind viele Schweitzer und Franzosen um Leben gekommen, nach disem die Francosen zusammengerodt und haben Solendurn wider eingenommen mit sturmentter Hand, wo das Kind in Mutter Leib ist nit verschonet worden und die Leith von den oberen Stiegen in Heisern auf die Gassen hin nunter geworfen das viele Leith den Hals gebrochen habet, nach disem habet sie ein Schlacht bey Einsideln und auf der Schentelege gehabt, das beiderseit über 4000 Man um Leben gekommen sind. Nach disem haben die Frantzosen auf der Schentelege sengt und brint und seind in der Schweiz gebliben darhin.

Wolfgang Kohler beschreibt hier Kriegsereignisse in der Schweiz (bei Solothurn und Einsiedeln; mit Schentelege dürfte der Ort Schindellegi bei Einsiedeln gemeint sein). Der politische Hintergrund: Napoleon hatte bis 1797 Belgien und Oberitalien als Tochterrepubliken der Französischen Republik angegliedert. Während er sich im Frühjahr 1798 auf sein ägyptisches Unternehmen vorbereitete, machte sich der General Brune daran, auch die Schweiz als Helvetische Republik zu Frankreich zu schlagen. In diesem Zusammenhang wurden die Städte Bern und Solothurn von den Franzosen gestürmt. Nach heftigen Kämpfen am 1. und 2. März 1798 gab Solothurn auf und wurde geplündert (R. Feller: Geschichte Berus, Bern 1960, Bd. IV, S. 569 ff.). Hierher dürfte Kohlers Schilderung gehören. Die Ereignisse bei Einsiedeln fanden Mitte März statt. Bis April war die Schweiz an die Französische Republik angegliedert. Erst ein Jahr später machten sich die Koalitionspartner Österreich und Rußland daran, die Franzosen zurückzudrängen. Dies gelang ihnen unter dem Russen Suwarow und dem Erzherzog Karl von Österreich, der die Franzosen unter Jourdan bei Stockach und Ostrach, also ganz in unserer Nähe, entscheidend schlug. Daß nicht diese Schlacht in die Bibel Eingang gefunden hat, die unserem Wolfgang Kohler doch sicher eher unter die Haut gegangen ist,

läßt darauf schließen, daß seine Eintragungen vor diesem Ereignis, also vor dem März 1799 erfolgten. Damit haben wir einen neuen Terminus ante quem zur näheren Datierung der Chronik. Wenn wir noch als Terminus post quem den 26. 6. 1798 heranziehen, dann spricht alles für eine Niederschrift dieser Chronik während der Herbst- und Wintermonate 1798/99. Woher der Chronist jedoch die detaillierten Berichte über die weit entfernten Schweizer Ereignisse hat, darüber läßt sich nur spekulieren. Eine Zeitung gab es noch nicht; dafür gab es andere Nachrichtensysteme. Sollte vielleicht einer der Killertäler Hausierhändler, den sein Gewerbe in den Schwarzwald, an den Bodensee oder sogar in die Schweiz selbst führte, diese Neuigkeiten mitgebracht haben?

Kommen wir noch kurz auf die Person des Wolfgang Kohler, auf seine Sprache und die Absicht seiner Chronik zu sprechen. Einige Daten werfen ein wenig Licht auf Kohlers Persönlichkeit. Er kauft 1786 Wiesen im Weiler ob Schlatt; 1790 wird er in der Heiligen-Renovation genannt und 1791/92 finden wir ihn in den Junginger Gemeinderechnungen erwähnt »wegen der Hagen wis zu akhern«. 1798 erhält er das Amt eines Schützen. Für das Rechnungsjahr 1805/06 fungiert er als Bürgermeister (d. i. Gemeinderechner), und 1809/10 ist er Richter (d. i. Gemeinderat).

Auffällig ist Kohlers schwerfällige Sprache. Man gewinnt den Eindruck, daß das Hochdeutsche, dem er sich annähern will, wie eine künstliche, fremde Sprache auf den Schwaben Kohler zukommt. Die Sprache der Kanzleien, der Dichter und Gelehrten bereitet dem Chronisten Schwierigkeiten: wir finden kaum einen Satz zu Ende geführt; Kohler möchte so viele Einzelheiten in einen Satz packen, daß ihm die Verknüpfungen meist mißlingen. Einzelne Formulierungen und Wortbildungen (»ungestimmigkeit«) entbehren nicht unfreiwilliger Komik. Insgesamt ist es nicht verwunderlich, daß die Eintragungen durch und durch getränkt sind von schwäbischen

Elementen: helles kures e schreibt er immer als i (brint, rinnofihren), ü immer als i (iber, First, spriche). Wir finden schwäb. ei statt dt. eu (Leith, Theirung), schwäb. e statt dt. ä (mitelmesig, Kelble, allmechtig, sterkher). Der Chronist schreibt »Hay« statt »Heu« und »Heiser« statt »Häuser«. Die schwäbischen Diphthonge (Doppellaute) hat er teilweise beibehalten (Bluot, Kuo). Mit den Fremdwörtern tut sich Kohler noch schwer (»rinnofihren« für »renovieren«, »Bardton« für »Pardon«, »provöth« für »Prophet«). Manchmal tauchen hyperkorrekte (übergenaue) Schreibweisen auf: z. B. das ö in provöth, das er analog schwäb. schë zu dt. schön falsch rücküberträgt (genauso Schofel und Körnen). Er schreibt schwäb. deyr mit schwachem Anlaut, dafür »getaurt« hyperkorrekt mit hartem t. (Was ein Paar »Esoxen« sind, hoffe ich von kundigeren Heimatforschern zu erfahren!)

Bleibt noch zu überlegen, weshalb gerade die Familienbibel Träger dieser historichen Quelle wurde. Zunächst einmal war die Bibel vermutlich das einzige Buch, das eine dörfliche Bauern- oder Handwerkerfamilie besaß. Aber, so könnte man sagen, gerade deshalb sollte dieses wertvolle Stück nicht durch Hineinschreiben »versaut« werden. Dazu muß man sagen, daß der Chronist hier ganz bewußt und mit einer bestimmten Absicht Nachrichten und Ratschläge an seine Nachkommen übermitteln will. Und hierzu wählt er ein Medium, das ganz sicher an die Nachkommen gelangt und nicht etwa wie lose Blätter verloren gehen kann. Zudem – und das scheint das Wesentliche zu sein – verleiht die Bibel dem ihr Anvertrauten größere Autorität, das dort Geschriebene wird denkwürdiger und glaubwürdiger. Die Familienbibel verbürgt sich praktisch für die Richtigkeit der historischen Schilderungen und für die tiefe Bedeutsamkeit der Ratschläge. Der Hausvater Wolfgang Kohler stellt sich, indem er seine mäßigenden Ratschläge in diese Bibel einträgt, in die Reihe der alten biblischen Patriarchen (Salomon!) und bezieht dadurch als Erzieher der Familie eine weitere Stützung seiner Autorität.

K. W. STEIM

Das Kloster Gruol wurde vor 500 Jahren gegründet

Schon im Mittelalter gab es im Raum Haigerloch verschiedene Klausen, eine Art Vorgänger der späteren Klöster. Das älteste Kloster war Kirchberg, das damals zur Herrschaft Haigerloch gehörte und schon im 13. Jahrhundert gegründet wurde. Im 14. Jahrhundert gab es Klausen in Haigerloch, Weildorf, Heiligenzimmern und Gruol. Letztere wird bereits im Jahre 1353 urkundlich erwähnt.

Im Verlaufe des 15. Jahrhunderts verlangte die Kirche, daß sich diese Klausen oder »Sammlungen« als formelle Klöster unter eine feste Ordensregel unterordnen mußten. So wurde am 24. Juli 1477 – Datum der Gründungsurkunde des Bischofs Otto von Sonneberg in Konstanz – in Gruol das Kloster gegründet, das die Ordensregeln des hl. Dominikus, Dritter Orden, annahm. Klosterfrauen waren nach der Gründungsurkunde: Priorin Anna Stricker, Anna Gemans, Luzia Wannemacher, Agnes Hiltprand, Elisabeth Schuler, Lukardis Müller, Margarethe Epple, Ella Stricker und Barbara Glaser, die wohl alle aus Gruol oder näherer Umgebung stammten. Anders wie die meisten mittelalterlichen Klostergründungen ging die von Gruol nicht auf eine Stiftung eines adligen Hauses zurück. Das Klostervermögen bestand

hauptsächlich aus der »Aussteuer«, die die Schwestern mitbrachten. Die bescheidenen Klostergüter wurden von den Nonnen bearbeitet.

Aus der ältesten Zeit des Gruoler Klosters ist nicht viel Besonderes bekannt. Es handelte sich um ein armes Kloster, das entsprechend wenig Andrang erfuhr. Die Zahl der Klosterfrauen dürfte stets zwischen 10 und höchstens 20 gelegen haben; im 17. Jahrhundert lag sie bei acht bis zehn. Dennoch wirkten die Klosterfrauen sehr fleißig im Ort, bestellten Feld und Garten, betrieben verschiedene Handarbeiten und versahen Krankendienste.

Während des 30jährigen Krieges hatte das Kloster ebenso wie die Nachbarklöster Kirchberg, Bernstein und Binsdorf sehr zu leiden. Da die Soldaten raubend und plündernd durch die Lande zogen und selbst die letzten Lebensmittel mitnahmen, herrschte in der Gemeinde Gruol und im Kloster große Hungersnot. Auch die Schwestern mußten betteln.

Aus der Zeit des 18. Jahrhunderts ist bekannt, daß die Klosterfrauen offenbar ihren Besitz etwas vermehren konnten. Sie kauften und verkauften gelegentlich Grundstücke und Wälder.

Als der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen zu Beginn

des 19. Jahrhunderts für seine Besitzverluste bei der »Neuordnung Europas« mit verschiedenen Klöstern, darunter auch Gruol, entschädigt wurde, kam die Zeit der Auflösung des Klosters nahe. Pfarrer Wilhelm Mercy, der wohl bedeutendste Pfarrer der Gemeinde Gruol, sah das Schicksal auf das Kloster zukommen und leitete rechtzeitig Schritte zur Erhaltung des Klosters – mit veränderten Aufgaben – ein. Bereits im Jahre 1802 machte er dem Fürsten den Vorschlag die Klosterfrauen sollten eine Art »Frauenarbeitsschule« errichten und die weibliche Dorfjugend unterrichten. Mit beredten Worten begründete Pfarrer Mercy sein Vorhaben, das vom Fürsten zu Beginn des Jahres 1803 auch genehmigt wurde.

Fast gleichzeitig wurde von der Fürstlichen Regierung in Sigmaringen die Aufhebung des Klosters betrieben und die Aufnahme neuer Novizinnen untersagt. Im gleichen Jahr wurde als letzte Klosterfrau Dominika Pfeffer von Stetten bei Haigerloch aufgenommen. Am 14. Januar 1803 erfolgte die Besitzergreifung des Klosters durch den Haigerlocher Oberamtmann. Die Nonnen unterrichteten weiter die Kinder in Lesen und Schreiben und Hausarbeiten (Industrieschule).

Aufschlußreich ist die Besizaufnahme durch die fürstliche Verwaltung. Die Schulden des Klosters in Geld beliefen sich auf 464 Gulden und 15 Kreuzer. An Besitz kamen unter anderem Klosterhof mit Scheuer und Stall, Pferd, Vieh, Hühner usw. und über 100 Jauchert Äcker, Wiesen und Wald und ein Hofgut in Frommenhausen dazu. Das Haus Hohenzollern hatte jedoch mit seinem neuen Besitz nicht nur Freude. Österreich und Württemberg machten Besitzansprüche geltend.

1809, 1813 und 1815 fanden sogar Wahlen einer neuen Priorin statt. Im Jahre 1820 befanden sich immer noch acht Nonnen im Kloster. Mehrere von ihnen stammten aus Bayern. Der Zuzug aus Bayern hatte schon im 18. Jahrhundert begonnen, wie die bayerischen Namen beweisen. Nach und nach aber wurden die Rechte und Besitzungen des Klosters weiter beschnitten. So gab es im Jahre 1822 Streit um den Maikewald, der von der Klause Haigerloch herstammte und bei der Auflösung dieser klösterlichen Niederlassung dem Gruoler Kloster einverleibt worden war.

Das Sterbegeläut für Pfarrer Mercy im Jahre 1825 war zugleich die Totenglocke des Klosters. So formulierte es Hodler in der Haigerlocher Oberamtsbeschreibung. Der Haigerlocher Rentmeister überbrachte schon zwei Jahre später das Dekret des Fürsten über die Auflösung des Klosters vom 27. September 1827. Als Lehranstalt hatte das Kloster eine letzte Galgenfrist. Durch Regierungserlaß vom 7. Dezember 1827 wurde es dann formell aufgehoben. Die letzten Ordensfrauen legten ihre Ordenstracht, weißes Kleid mit schwarzem Skapulier ab und zogen sich ins Privatleben zurück. Der Besitz des Klosters wurde verkauft, das Inventar versteigert. Die Wälder wurden fürstlicher Besitz. Rund 40 000 Gulden sollen dem Fürsten zugeflossen sein. Interesse an der Ausübung eines Gewerbes im Klostergebäude wie man es in der Ausschreibung anpries, hatte offenbar niemand.

Das Kloster war an die Kirche angebaut und wurde um 1833 von der Heiligenpflege abgerissen. Nach der Oberamtsbeschreibung erinnerten nur noch drei Dinge an das ehemalige Kloster: der Kirchturm, die Klosterscheuer und die fürstlichen Waldungen.

Seelsorger von Thanheim

(Schluß)

- 1818–22 *Ferdinand Wolfg. Funk*, geb. Hechingen 11. Aug. 1782, Pr. 1805, hier seit 6. Sept. 1818, ging 18. 6. 22 nach Owingen bis 1829, dann Burladingen, dort † 5. Dez. 1845 (FDA 16, 338).
- 1822–26 *Josef Anton Maier*, geb. Hechingen 13. 3. 1797, Pr. 1821, ging am 3. 5. 26 nach Jungingen bis 1831, dann Rangendingen, wo er † 24. 5. 1851.
- 1826–33 *Anton Seitz*, geb. Hechingen 31. 8. 96, Pr. 1821; invest. 1829, wurde 1833 entlassen.
- 1833–49 *Johann Bapt. Diebold*, geb. Jungingen 9. 4. 1907, Pr. 1830, invest. 3. 10., bisher Vik. i. Burladingen, ging 1849 mit Absenz nach Klosterwald, 1858 Melchingen, 1859 Einhart, 1870 Mindersdorf, † 6. 10. 1885. War am 23. Nov. 1849 wegen „politischer Agitation und Hochverrat“ suspendiert worden.
- 1849–52 Verwaltung durch Steinhofen und Zimmern.
- 1852 Verw. *Gottfried Pfister* i. Zimmern.
- 1852–57 Verw. *Raphael Bumiller*, geb. Jungingen 2. 5. 23, Pr. 1849; ging von hier nach Dettensee, 1866 Frohnstetten, † Sigmaringen 7. 5. 94.
- 1857–58 Verw. *Christian Eger* in Zimmern, kam 13. Aug. 58 als Kaplan nach Gammertingen.
- 1858 seit 13. Aug. Verw. *Xaver Kromer*, geb. Harthausen/Sch. 22. 8. 1828; Pr. 1856, ging 1859 nach Steinhilben, 1860 Pfr., 1865 m. Abs. nach Ablach, 1873 Pfr. bis 1897, † Harthausen 10. 2. 98.
- 1859–79 *Magnus Fechter*. Tauschte seine Pfründe zu Einhart mit dem bisherigen Pfr. Diebold (s. oben!). Ist geb. zu Bittelbronn am 4. 9. 1820, Pr. 1844, war Pfr. i. Stetten, Mindersdorf, 1850 Einhart, tauschte dann

23. 1. 59 mit dem absenten Diebold zu Thanheim, starb hier 10. 10. 1879.

1879–87 verwaltet durch die Nachbarggeistlichen.

1887–1905 *Kaspar Leibold*, geb. Ringingen 9. 8. 1845, Pr. 1874, invest. 4. 7. 87. War vorher „Sperrling“ (Kulturkampf) i. d. Schweiz, 1884 Hilfspr. in Trillfingen. Starb 14. 1. 05 an Folgen einer Heiligland-Fahrt (FDA 1906; HJHefte 1961, 202).

1904–05 Verw. *Otto Gfrörer*, seit 26. 10. 04, geb. Empfingen 9. 1. 78, Pr. 1903; Pfv. Frohnstetten 1906, Dietershofen 1910, Bietenhausen 1911, gest. 16. 1. 1947 (FDA 1951, 210).

ACHTUNG POSTBEZIEHER!

In Zukunft kassiert die Post keine Zeitungsgelder mehr. Die Bezugsgebühren müssen vom Verlag direkt eingezogen werden. Diese Aufgabe ist für uns außerordentlich schwierig, da sie einen erheblichen Aufwand erfordert. Wir werden daher in nächster Zeit mit einer Abbuchungsermächtigung an Sie herantreten. Bitte unterschreiben Sie diese, auch wenn Sie sonst grundsätzlich gegen Abbuchungen sind. Die Bezugsgebühren werden dann einmal im Jahr eingezogen. Im voraus besten Dank.

Die Schriftleitung

1905 Febr. 8: Verw. *Karl Glaser*, bish. Kapl. Straßberg, geb. Sigmaringendorf 21. 10. 1877, Pr. 1902, zog 22. Nov. nach Ringingen, dort 1910 invest., Ruhestand 1. Dez. 45, gest. daselbst 10. Juni 1946 (FDA 1960, 135).
 1905–26 *Josef Söll*, geb. Weildorf 17. 3. 1853, Pr. 1878, war 1880 Jungingen, 1884 Fischingen, 1887 Boll, 1903 Betra, 1905 Thanheim, 1926 pens., gest. 10. 11. 1930 (FDA 1931, 42).
 1926–54 *Wilhelm Wolf*, geb. Grosseffingen 18. 6. 81, Pr. 1904, Pfv. Steinl. 9. 1908, dann Hausen i. Kill. seit

1910, in Thanheim invest. 21. 6. 26, Ruhestand Hechingen 1. 11. 54, gest. 3. Juli 1966.
 1954–58 Aushilfe der Nachbarn.
 1958–64 † Verw. seit 1. April 58 *Friedrich Schlegel*, bish. Kuppenheim, geb. Riedböhringen 7. 4. 1901, Pr. 1927, invest. 19. 6. 60, gest. 16. Okt. 1964, beerdigt Riedböhringen.
 1964 *Karl Schellhammer*, bish. Weißer Vater, geb. Fischingen 17. 8. 1917, Pr. 1946, Pfarrverw. seit 5. Nov. 64, invest. 12. Febr. 1968. Ad multos annos!

JOHANN ADAM KRAUS

St. Veit

Der jugendliche Märtyrer Vitus oder Veit hat in meiner Jugendzeit eine bedeutende Rolle gespielt. Im Geburtshaus meiner Mutter, beim Melchervetter im Gässle, stand in der ganz dunkel getäferten Stube im alten Eckschrank ein Veitle, das immer wieder die Blicke anzog. Es war ein Figürchen aus gebranntem Lehm: ein nackter Bub saß mit gefalteten Händen nur halb sichtbar in einem Kessel, weil er sein junges Leben in siedendem Öl für den heiligen Glauben hingab. Die Sophie-Bäs oder die Tochter Mariann, die heute im Kloster Hegne hochbetagt noch lebt, hatte die kleine Statue als Krämle vom Veitsmärkt in Burladingen mitgebracht. Der dortige Häfner formte solche aus Ton neben seinen Töpfen und Kacheln und bot sie nach dem Gottesdienst auf dem Markt für einige Nickel zum Kaufe an. Wie oft haben wir das Veitle ehrfürchtig auf den Tisch heruntergeholt und die Base mußte uns die Geschichte des erst 12-jährigen Helden und seiner Pflegeeltern Modestus und Kreszentia erzählen, die vor vielen hundert Jahren (um 304 n. Chr.) den Märtyrertod starben. Allerdings muß gesagt werden, daß wir in jugendlicher Unbekümmertheit nicht von einem uns fremden Kessel, sondern dem wohlbekannten Häfele sprachen, das unter dem Bett bereit zu stehen pflegte. Einmal kam mir eins zu Gesicht, das mit schön verschnörkelter Schrift bemalt war: »Greif nach mir ganz unverzagt, wenn Dich innere Drangsal plagt«. Neuestens hat Graf Douglas auf Schloß Langenstein eine ganze Sammlung seltener Exemplare in seinem Privatmuseum ausgestellt. Wir kannten das Kindersprüchlein oder Gebetchen: »Heiliger sankt Veit, weck mi bei Zeit, weck mi it z'früe und it z'spot, daß s'it ins Bett nei goht!« Anderwärts las ich dann den Schluß: »... wenn

d'Uhr uf sechse goht«. Der Veitstag, der 15. Juni, wurde von uns Kindern mit Sehnsucht erwartet. brachten doch die Dotte, der Dette oder sonst ein Verwandter bzw. ältere Geschwister vom Veitsmärkt immer auch ein Krämle mit, und war es auch nur eine Mutschel, eine Stange Bärenreck oder einige Zickerle, oder was immer damals als Kleinigkeit noch unsere anspruchslosen Kinderherzen höher schlagen ließ. Natürlich wurden auch notwendige Kleidungsstücke erworben, weit entfernt von heutigen Modesachen der Wohlstandsgesellschaft. Gelegentlich hörten wir erzählen: Im fernen böhmischen Prag stehe ein mächtiger Veitsdom mit Reliquien oder Überresten des Heiligen. Im 5 km entfernten Burladingen ist ihm in der alten Georgskirche ein Seitenaltar geweiht und gilt er seit alters als Ortspatron. Ums Jahr 1560 kamen gar viele Pilger aus den umliegenden Orten mit 5 bis 8 geistlichen Herren Pfarrern zum Festgottesdienst und dann auf den Markt. Sie opferten dem Heiligen, da das Geld rar war, Mehl, Schmalz, Hühner und vor allem junge Gockelhähne als Ausdruck der Bitte um rechtzeitiges Erwachen am Morgen. Als Zwölfjährigem wurde mir der Veitsmärkt, den man natürlich nur zu Fuß erreichen konnte, fast zu einem Unglückstag. Und das kam so: Es gab dort die ersten Kirschen. Die Vittor-Bäs (Viktoria) spendierte mir ein Pfund davon, die ich mit Hochgenuß verspeiste, nicht ohne die Steine, wie üblich, in weitem Bogen fortzusprucken. Jedoch nach einer Dreiviertelstunde, in der ich mit andern Kindern und Erwachsenen alle die Krämerstände mit ihren Reichtümern bestaunt gehabt, bekam ich Durst, und unbeleckt von Gesundheitsregeln, auch von niemand bemerkt, trank ich kostenlos das aus dem damaligen Brunnen vor dem Schul- und Rathaus sprudelnde köstliche Wasser. Aber, o weh! Die gärenden Früchte im Magen erzeugten ein schreckliches Grimmen, das mich einige Tage nicht mehr verlassen wollte. (Fortsetzung folgt)

HOHENZOLLERISCHE HEIMAT

hrsgbn. vom Hohenz. Geschichtsverein. Verlag: Hohenzollerischer Geschichtsverein, 7480 Sigmaringen, Karlstr. 3. Druck: M. Liehners Hofbuchdruckerei KG, 7480 Sigmaringen, Karlstr. 10.

Die Zeitschrift „Hohenzollerische Heimat“ ist eine heimatkundliche Zeitschrift. Sie will besonders die Bevölkerung in Hohenzollern und der angrenzenden Landesteile mit der Geschichte ihrer Heimat vertraut machen. Sie bringt neben fachhistorischen auch populär gehaltene Beiträge.

Bezugspreis: 3,00 DM halbjährlich.

Konten der „Hohenzollerischen Heimat“:
 802 507 Hohenz. Landesbank Sigmaringen
 123 63 Postscheckamt Stuttgart

Die Autoren dieser Nummer:

Casimir Bumiller, Freiburg i. Brsg.

Bruno Effinger, Kulturreferent, Saugau

Pfr. J. A. Kraus, Freiburg i. Brsg.

Dr. Adolf Lieb, Oberstudiendirektor, Plochingen

Dr. Heinrich Rettich, Bürgermeister i. R., Burladingen

K. W. Steim, Pressereferent, Tübingen

Schriftleitung:

Dr. med. Herbert Burkarth,
 7487 Gammertingen (Telefon 07574/329)

Redaktionsausschuß:

Walther Frick, Journalist,
 Hohe Tannen, 7480 Sigmaringen
 (Tel. 07571/8341)

Manfred Hermann, Pfarrer,
 7451 Neufra/Hohenz. (Tel. 07574/442)

Die mit Namen versehenen Artikel geben die persönliche Meinung der Verfasser wieder; diese zeichnen für den Inhalt der Beiträge verantwortlich. Mitteilungen der Schriftleitung sind als solche gekennzeichnet.

Manuskripte und Besprechungsexemplare werden an die Adresse des Schriftleiters oder Redaktionsausschusses erbeten.

Wir bitten unsere Leser, die „Hohenzollerische Heimat“ weiter zu empfehlen.



HOHENZOLLERISCHE HEIMAT

W 3828 F

Herausgegeben vom
Hohenzollerischen Geschichtsverein

28. Jahrgang Nr. 4/Dezember 1978



*MARTIN ZÜRN, Anbetung der Hirten (1615),
vom Rosenkranzaltar der Jakobus-Kirche in Pfullendorf.
Foto: Maier, 7743 Furtwangen*

*Eine gesegnete Weihnacht und ein gutes Neues Jahr
wünscht ihren Lesern die „Hohenzollerische Heimat“*

Das römische Kastell Burladingen-Hausen (ca. 85/120 n. Chr.)

Die Römer in Deutschland

Die Interessen des republikanischen Roms galten fast ausschließlich den Ländern des Mittelmeerraums.

Erst durch den großen Staatsmann und Feldherrn Gaius Julius Caesar (100–44 v. Chr.) trat eine Wende ein. Um 50 v. Chr. stieß er in das Gebiet nordwestlich der Alpen vor und eroberte Gallien (das heutige Frankreich), Belgien und die Westschweiz.

Kaiser Augustus unterwarf mit seinen Stiefsöhnen Drusus und Tiberius, der später Kaiser wurde, in den Jahren 16–13 v. Chr. die Bewohner der Alpen und des Alpenvorlandes bis zur Donau. Das eroberte Land wurde in die Provinzen Rätien und Obergermanien eingeteilt. Viele Jahre lang bildeten der Rhein und die Donau die Grenze des römischen Imperiums. Das feindliche Land (Schwarzwald, Schwäbische Alb) lag als breiter Keil zwischen den Donau- und Rheingarnisonen und erschwerte erheblich den Verkehr zwischen den beiden Provinzen. Truppen, die beispielsweise von den Donaukastellen an den Rhein verlegt wurden, mußten den großen Umweg über Basel machen.

Erst Kaiser Vespasian (69–79 n. Chr.) griff den Plan einer Grenzbegradigung auf. Im Jahre 73 oder 74 rückten von Straßburg aus 4 Legionen (etwa 20 000 Mann) in das feindliche Land ein, folgten der Kinzig aufwärts und erreichten ohne großen Widerstand Rottweil. Rottweil wurde mit mehreren Kastellen zu einem mächtigen Stützpunkt ausgebaut. Ein weiteres Kastell wurde bei Sulz am Neckar angelegt. Vom Kastell Sulz aus drangen die römischen Truppen durch das Eyach- und Schmeietal an die Donau bei Laiz vor. Zur Sicherung dieser Eroberungslinie dienten ein Militärlager auf dem Kleinen Heuberg und ein großes Erdkastell auf der Wasserscheide zwischen Ebingen und Lautlingen. Die Bezeichnung Erdkastell besagt, daß der Aushub der V-förmigen Schutzgräben zu einem Erdwall aufgeschüttet und durch dicke Balken und Pfosten befestigt wurde.

Im Anschluß an die Besetzung des oberen Neckargebietes wurde die römische Reichsgrenze, vermutlich um 80 n. Chr., von der Donau auf die Alb vorverlegt. Es entstand der sogenannte Alblimes (Limes bedeutet Grenzlinie).

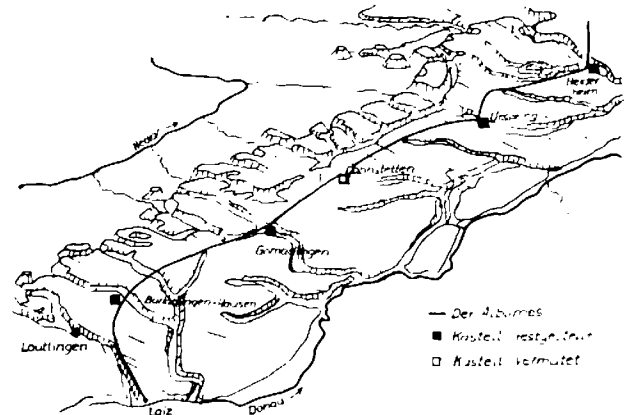
Unter Kaiser Domitian (81–96 n. Chr.) drangen römische Soldaten in das Neckarland und in das Gebiet am unteren Main vor. Diese neue Front wurde unter den Kaisern Traian (98–117 n. Chr.), Hadrian (117–138 n. Chr.) und Antoninus Pius (138–161 n. Chr.) ausgebaut, die Grenze taktisch begradigt und mit etwa 100 Kastellen und über 1000 Wachtürmen befestigt. Durch den Bau von Wall und Graben in der Provinz Obergermanien und der fortlaufenden Steinmauer in Rätien unter Kaiser Caracalla (211–217 n. Chr.) bestand eine 500 km lange, sichtbare Grenzbefestigung zwischen Rhein und Donau. Diese einmalige Anlage konnte aber nicht ohne eine schlagkräftige Armee und einen gut funktionierenden Verwaltungsapparat geschaffen werden.

Leider kann im Rahmen dieser Arbeit darauf nicht näher eingegangen werden. Deshalb sei an dieser Stelle ausdrücklich auf die angeführte Literatur, besonders auf „Pörtner, Mit dem Fahrstuhl in die Römerzeit“ hingewiesen.

Der große Zusammenbruch des Verteidigungssystems zwischen Rhein und Donau vollzog sich um das Jahr 260 n. Chr., als die Alemannen weit in das römische Gebiet eindrangen und hier nach langen Kämpfen mit den Römern ihre Siedlungen errichteten.

Der Alblimes

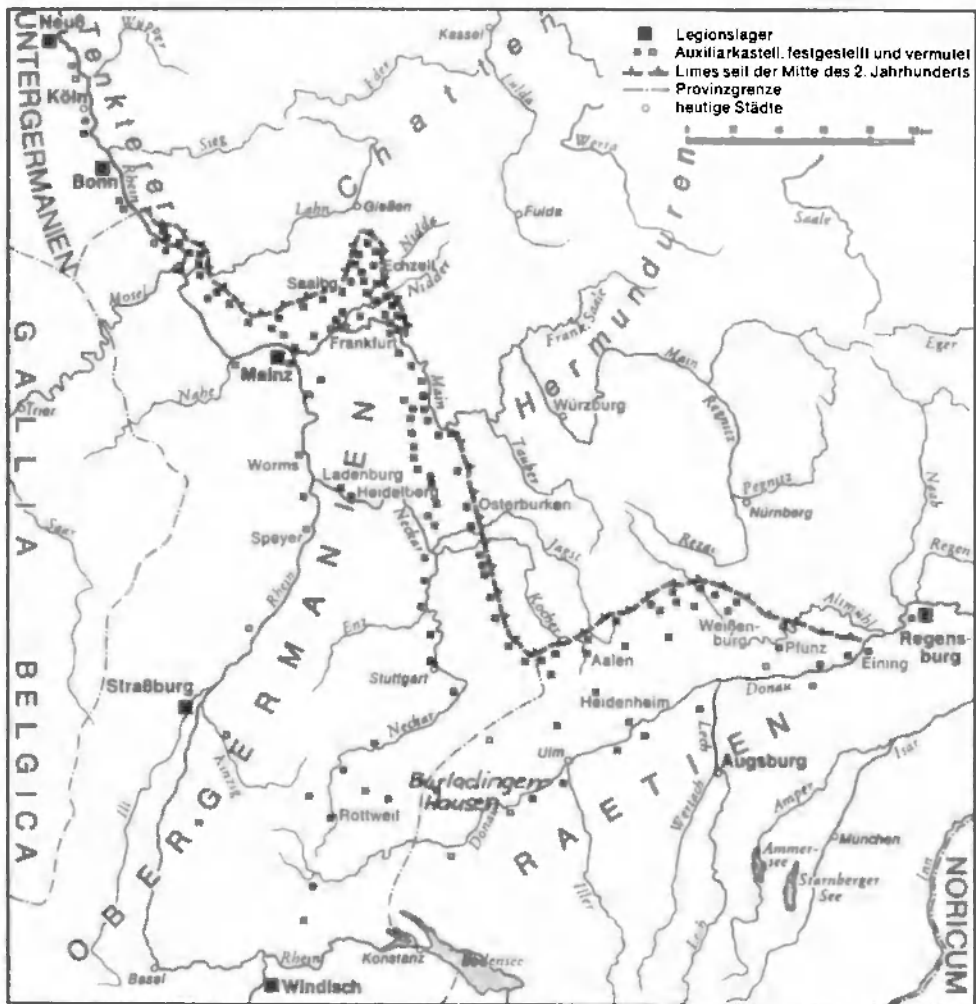
Professor Eugen Nägele, ein Mitbegründer des Schwäbischen Albvereins, hat als erster den Zusammenhang der römischen Überreste am Albrand erkannt. In einer Arbeit über den Alblimes im Jahre 1909 stellt er ausführlich dar, „daß über das Albmassiv ein römischer Straßenzug in derart ausgewählter Lage zieht, daß er den vielgestalteten Albtrauf gegen den Neckar hin mit seinen Berginseln und oft einschneidenden Tälern abschneidet und die Hochfläche gegen die Donau in möglichst großem Umfang sicherstellt“. Nägele nimmt also an, daß eine von römischen Truppen vorgetragene Besetzung an den Stellen der Alb halt gemacht hat, wo die vorge-schichtlichen Wege ins weite Neckarland hinausführten und wo sie noch leicht von römischen Soldaten kontrolliert werden konnten.



Diese scharfsinnige Erkenntnis Professor Nägeles ist um so höher einzuschätzen, als er damals nur die Kastelle Urspring und Heidenheim kannte. Seitdem sind die Kastelle Burladingen-Hausen und Gomadingen sowie römische Anlagen in Donnstetten festgestellt worden. In der Tat läßt sich die Aufgabe des Alblimes, die Wege ins Neckarland zu überwachen, an der einheitlichen Lage der Kastelle auf Wasserscheiden oder an Pässen und an der geschickten Straßenführung entlang des Albtraufes sehr schön zeigen.

Der Alblimes war also keine befestigte Grenze wie der spätere Limes, sondern eine bewachte Grenzstraße.

Eine Beschreibung der Römerstraße von Laiz über Winterlingen, Bitz, Hermannsdorf, über die Wasserscheide bei Burladingen nach Ringingen hat schon 1893 Zingeler veröffentlicht. Er schreibt: „Die Römerstraße hält ihre fast schnurgerade Richtung bei, mit äußerster Geschicklichkeit das gebirgige Terrain so benutzend, daß jede Steigung vermieden wird.“ Viele Flurnamen, zum Beispiel Heerweg, Römerstraße, Heerstraße und Hochsträß weisen auf den Verlauf der Alblinie hin.



Der obergermanisch-rätische Limes am Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr.

*Das römische Kastell Burladingen-Hausen
Entdeckung und erste Grabung (Dorn)*

August Speidel berichtet im Burladinger Heimatbuch (S. 48) ausführlich über die Umstände, die zur Entdeckung des Kastells durch den Privatforscher Johannes Dorn aus Weiler-Haid im Frühjahr 1912 führten.

Dorn fand nur wenige Zentimeter unter der Erdoberfläche einen auffallend langen Mauerzug, etwa 1,80 m stark, ferner einen 4 m breiten Eingang, der von zwei etwas vorspringenden Türmen flankiert war.

Diese wuchtigen Grundmauern ließen Dorn an ein Kastell denken. Er benachrichtigte sofort Professor Nägele in Tübingen von seiner Entdeckung. Herr Gerhard Bersu (1889–1964), der im Auftrag des erkrankten Professors an der Grabungsstelle erschien, schlug vor, einen Schnitt senkrecht zur Mauer zu graben. Dorn fand einen inneren Grabenrand und damit einen ersten sicheren Hinweis, daß es sich um ein Kastell handeln mußte. Weiterhin grub Dorn die Ecken der südlichen Kastellmauer an.

An dieser Stelle möchte ich dem Leser einige allgemeine Informationen über ein römisches Kastell geben.

Die befestigten Truppenlager wurden nach einheitlichen Gesichtspunkten angelegt. Das Innere ist durch ein rechtwinkliges Straßennetz aufgeteilt. Die beiden Hauptachsen heißen via principalis und via praetoria. Die via principalis verbindet die beiden Seitentore (porta principalis dextra und porta principalis sinistra). Die via praetoria führt vom Haupttor (porta praetoria), das immer dem feindlichen Land zugewandt war, zum

Hauptgebäude (principium) an der via principalis. Umgeht man das Hauptgebäude, auch Stabsgebäude genannt, so gelangt man zum rückwärtigen Tor (porta decumana).

Die Diensträume des Hauptgebäudes waren gewöhnlich um einen großen freien Platz herum angeordnet. In ihrem rückwärtigen Teil befanden sich meistens fünf Räume, deren mittelster eine Mauerverstärkung hatte. Dieser Raum ist das Sacellum, das Fahnenheiligtum der Truppe. Es enthielt die Feldzeichen, den Kriegsschatz und die offiziellen Kultbilder. Die Front des Sacellums zeigt immer in Feindesrichtung. Seitlich vom Mittelgebäude standen die Wohnung des Kommandanten, die Vorrathshäuser und die Waffenkammern. Den übrigen Innenraum des Kastells nahmen die Unterkünfte der Mannschaften, die Ställe, Werkstätten und eine Krankenstation ein. Ein Bad fehlte bei keinem der genügend erforschten Kastelle; es befand sich aber in der Regel außerhalb des Lagers.

Zunächst bestanden die römischen Truppenlager als Erdkastelle. Hatte man die Absicht, das Kastell längere Zeit besetzt zu halten, wurde es in Stein umgebaut.

In den meisten Kastellen auf deutschem Boden waren Kohorten stationiert. Eine Kohorte war eine Infanterieeinheit, die etwa 500 Mann zählte. Häufig findet man auf Übersichtskarten der römischen Geschichte die Bezeichnung „Auxiliarkastelle“. Dieser Name besagt nur, daß in diesen Kastellen römische Hilfstruppen (Auxilien) lagen. In den Hilfstruppen dienten Soldaten, die das römische Bürgerrecht (Civitas romana) nicht besaßen. Erst nach 25jähriger Dienstzeit wurde es an sie verliehen.

Die zweite Grabung (Bersu)

Um weitere Erkenntnisse zu erhalten, wurde schon am 27. März 1912 eine neue Grabung anberaumt, mit deren Leitung Gerhard Bersu von der Römisch-Germanischen Kommission beauftragt wurde. Die Grabung dauerte bis zum 6. April. Bersu, der nur im südlichen und mittleren Teil der Anlage graben konnte – im Nordteil waren die Felder schon bestellt – fand das Hauptgebäude mit dem Sacellum, das West-, Ost- und Südtor. Östlich des Kastells stieß er auf die Fundamente eines Backofens, der auf den zugeschütteten Schutzgräben errichtet worden war. Ein Hinweis, daß auch nach der Aufgabe des Kastells Menschen in der Nähe des Truppenlagers wohnten. Die Auswertung dieser Untersuchung ergab im einzelnen:

Die Erhaltung der Mauern ist sehr gut.

Das Baumaterial sind gut gearbeitete Quader. Die Breite der Mauern schwankt zwischen 2,10 m und 1,70 m.

Der Grundriß des Kastells ist quadratisch; eine Seite mißt etwa 139 m.

Das Südtor ist ein einfaches Tor mit einer Durchfahrt von 4 m Breite.

Das Ost- und das Westtor sind Doppeltore.

Die Mauern des Hauptgebäudes sind vorzüglich erhalten. Sie laufen parallel zu den Kastellmauern.

Das Truppenlager war zuerst als Erdkastell angelegt. Die Wehranlage bestand aus einem 5 m breiten Erdwall, der innen und außen durch eine Verschalung aus Holzbohlen oder Baumstämmen gestützt war. Als zusätzliche Verstärkung dienten in unregelmäßigen Abständen senkrecht eingerahmte Holzpfosten. Vor der Holzerdemauer befanden sich zwei parallel verlaufende V-förmige Gräben, die jeweils an den Toren durch eine Erdbrücke unterbrochen waren. Später wurde die Anlage in ein Steinkastell umgebaut. Der Umbau begann wohl damit, daß der Erdwall zum größten Teil abgetragen und die beiden Spitzgräben zugeschüttet wurden. In den Mittelgrat der Schutzgräben wurde die Spitze eines bedeutend flacheren Grabens gesenkt, der das Steinkastell schützen sollte. Hinter der neuen Kastellmauer häufte man den Rest des Erdwalls zu einer Rampe an, die ein rasches Besteigen der Kastellmauer ermöglichte.

Mit dieser Untersuchung – Bersu bezeichnet sie als Voruntersuchung – konnten nicht alle Fragen über das Kastell beantwortet werden. Deshalb wurde zwei Jahre später eine weitere Grabung angesetzt.

Die dritte Grabung (Bersu)

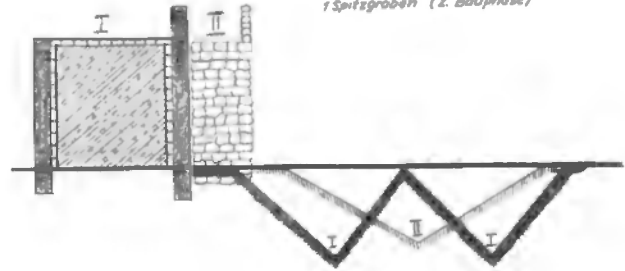
Diese Grabung, bei der bis zu 22 Arbeiter beschäftigt waren, dauerte vom 5. März bis zum 28. März 1914. Leiter war wiederum G. Bersu, der dieses Mal die Untersuchung im Nordviertel des Lagers ansetzte.

Der erste Suchgraben wurde als 3 m breiter Schnitt durch das ganze Lager gezogen. Im nordöstlichen Teil wurde der Schnitt erheblich verbreitert.

Hinter der Kastellmauer (1) stieß Bersu auf zwei parallel verlaufende Reihen von Pfostenlöchern (2), die die angenommene Konstruktion der Holzerdemauer des Erdkastells bestätigten. Westlich der inneren Pfostenreihe fand man das Steinpflaster einer nur 1,70 m breiten Straße (3), die an einem großen Brunnen (4) endete. Der kreisförmige Brunnen (Zisterne?) hat einen Durchmesser von 4 m. Nordwestlich davon konnte Bersu einen zweiten Straßenkörper (5) feststellen. Es ist die nördliche Wallstraße mit einer Breite von 4,80 m. Südlich der Wallstraße liegen die Kasernenbauten (6), deren Grundrisse klar und deutlich zu erkennen waren. Eine zur

I. Erdkastell: Holz-Erde-Konstruktion mit 2 Spitzgräben (1. Bauphase)

II. Steinkastell Steinmauer mit 1 Spitzgraben (2. Bauphase)



Rekonstruktionschema der Befestigungsanlagen

Wallstraße parallel liegende Zwischenstraße (7) trennte die Baracken in zwei Blöcke. Der nördliche Kasernenblock hatte eine Breite von 16 m, der südliche eine von 13 m. In diesen Mannschaftsunterkünften fanden sich mehrere Herdstellen, Keller- und Aschenlöcher. Südlich der Kaserne fand man das Pflaster der *via principalis* (8). Nach Süden hin stieß man wieder auf eine Baracke (9), die zum Teil gepflastert war.

Von dieser Stelle aus wurde nur noch in einem drei Meter breiten Graben gesucht. Man entdeckte zahlreiche Pfostenlöcher, Fundamentgräben von Baracken, die südliche Wallstraße und stieß schließlich auf die südliche Kastellmauer, die an dieser Stelle nur 1,50 m breit war.

Während dieser Grabung wurde auch das Nordtor (*porta praetoria*) ausgegraben. Es handelt sich um ein Doppeltor, das von zwei starken Türmen flankiert war. Durch die westliche Torhälfte führte eine Abzugsdohle, die Abwasser aus dem Innern des Kastells nach außen leitete.

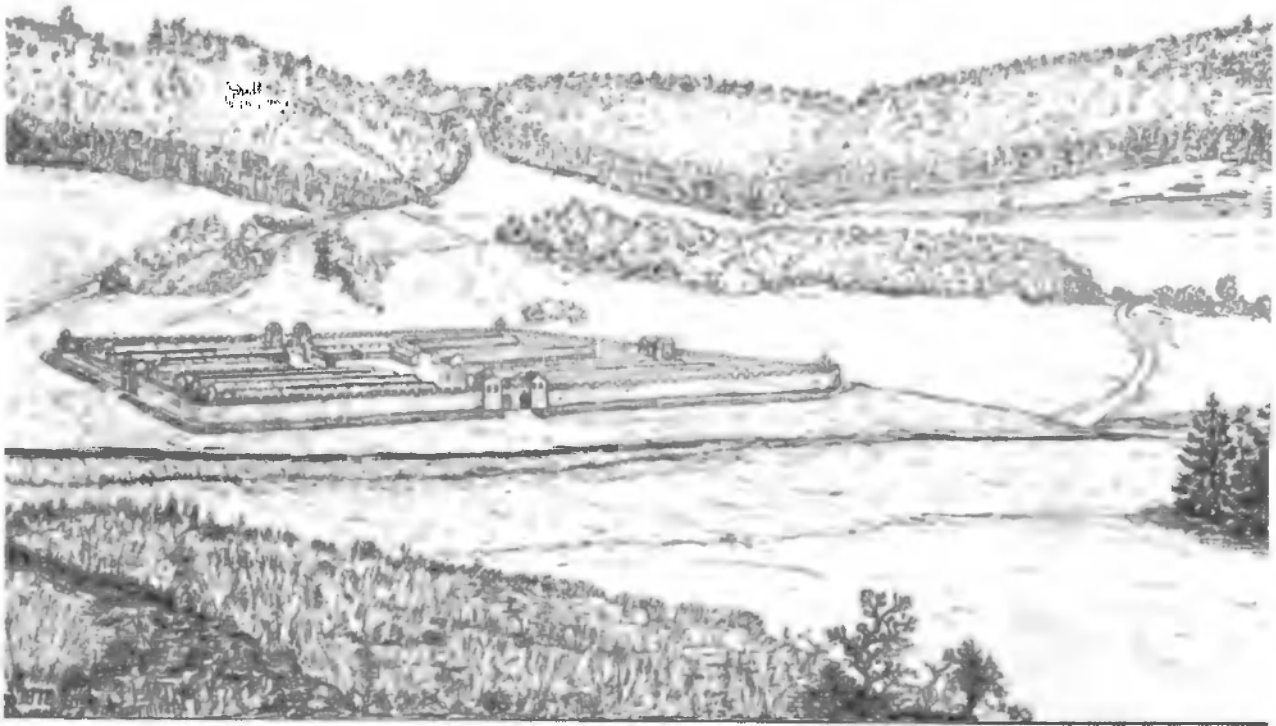
Nach der Auswertung der Funde datiert Bersu den Anfang des Kastells um das Jahr 85 n. Chr. Er schließt eine lang andauernde Benutzung des Kastells aus. Er hält es für sehr wahrscheinlich, daß das Kastell nach einer überraschend gekommenen Brandkatastrophe noch vor 110 n. Chr. aufgegeben wurde. Auch Ph. Philtzinger meint in seinem Buch „Die Römer in Baden-Württemberg“ (S. 274), daß das Truppenlager kaum länger bestanden hat. Er gibt zu bedenken, daß zu diesem Zeitpunkt durch das Vordringen der römischen Soldaten ins Neckarland das Kastell Burladingen-Hausen in das Hinterland geriet und nicht unbedingt mehr als wichtige Nachschubbasis gedient hatte.

Neuere Auswertungen der Kastellfunde stellen das Jahr 85 n. Chr. als Beginn des Kastells in Frage. J. Heiligmann vertritt in seiner Arbeit „Das römische Kastell bei Burladingen-Hausen“ die Ansicht, daß das Kastellgelände gegen 80 n. Chr., noch unter Kaiser Vespasian, besetzt wurde.

Die vierte Grabung (Reim)

Vom 12. bis 18. August 1974 wurde wieder auf dem Kastellgelände gegraben. Anlaß dazu war der geplante Ausbau der B 32 zwischen Burladingen und Hausen. Es bestand die Gefahr, daß durch den Bau der Straße die Nordseite des Kastells zerstört werden könnte.

Herr Dr. H. Reim vom Amt für Denkmalpflege in Tübingen leitete diese Untersuchung, in deren Verlauf die Nordseite und die davorliegenden Schutzgräben durch 2 Schnitte genau festgelegt wurden. Die Profile der Gräben bestätigen die Aussage Bersus, daß die Verteidigungsanlage zwei Bauperioden (Erdkastell, Steinkastell) hatte.



Blick von Norden nach Süden auf das Kastell Burladingen-Hausen im mutmaßlichen Zustand um 100 n. Chr. Im Vordergrund Einschnitt des heutigen Streckenverlaufs der Hohenz. Landesbahn. Zeichnung: Christian Ritter

Die Kastellfunde

Es ist klar, daß immer wieder von Privatleuten auf dem Kastellgelände Funde gemacht wurden, die den Fachleuten des Denkmalamtes verborgen bleiben. Ab und zu tauchen solche Funde wieder in der Literatur auf. So führt A. Speidel im Burladinger Heimatbuch (S. 49) Funde auf, die nicht von amtlichen Ausgrabungen stammen. Hier sollen nur die Funde verzeichnet werden, die nach der zweiten und dritten Grabung von G. Bersu in der Fachliteratur veröffentlicht wurden.

Die gewöhnliche Gebrauchskeramik und die Terra-Sigillata-Scherben, auf die nachher eingegangen wird, waren zahlreich. An Eisenfunden wurden eine Sonde, viele Nägel, zwei Messer, ein Balkenschuh, vier Lanzenspitzen, zwei Äxte und ein komplettes Fesselgerät, bestehend aus Arm- und Beinschließen mit Schnappschlössern, gehoben. Weiter fand man eine Fibel und einen Kasserollengriff aus Bronze. Insgesamt wurden von Bersu 13 Münzen entdeckt. Im Grabungsbericht (Germania I, S. 118) führt er an: „1 Col Nemausus MB, 2 Vespasiane (1 AR, 1 GB), 1 Titus AR, 5 Domitiane (2 GB, 3 MB), 2 Nerva MB, 1 Hadrian GB, 1 Antoninus Pius MB. Die beiden letzteren gehören nicht mehr in die Kastellzeit“ (MB bedeutet Mittelbronze, AR Silber, GB Großbronze). In einer Baracke fand man ein Steinbeil, das als Schleifstein benutzt wurde. Neben Glasscherben fanden sich auch viele Mosaikgläser und Glasperlen. Leider ist der Großteil dieser aufgeführten Funde verschollen. Nur im Landesmuseum in Stuttgart befinden sich neben Ton- und Glasscherben, einigen Nägeln und zwei Messern, zwei sehr schöne Terra-Sigillata-Gefäße.

Für die Datierung römischer Anlagen sind Terra-Sigillat-Scherben und Münzen von größter Bedeutung. Deswegen soll an dieser Stelle eine kurze Erklärung eingefügt werden.

Die aus rotem Ton gefertigten und verzierten Gefäße wurden zuerst in Kleinasien hergestellt. Unter Augustus stellte man solche Gefäße auch in Arezzo in Mittelitalien

her. Später entstanden auch in Südgallien und in den germanischen Provinzen größere Töpfereien. Weil die Töpfer ihre Erzeugnisse mit einem Namensstempel (Firmenzeichen) versahen, heißen sie Terra-Sigillata-Gefäße (wörtlich „gestempelte Erde“; abgekürzt oft nur Sigillaten genannt.) Die Vorbilder für die Sigillaten waren ursprünglich getriebene Silbergefäße. Mit Formen konnten die Verzierungen serienmäßig hergestellt werden.

In der durch den Vesuvausbruch im Jahre 79 n. Chr. verschütteten Stadt Pompeji fand man zwei noch nicht ausgepackte Kisten mit 90 Bilderschüsseln. Sie stammen von Töpfern in Südgallien, die auch Gefäße nach Rottweil lieferten. So hatte man auch zeitlich einen Anhaltspunkt und wußte nun, welche Töpfer in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. arbeiteten und welche Motive verwendet wurden.

Der Großteil der im Kastell Burladingen-Hausen gefundenen Terra-Sigillata-Scherben sind Arbeiten des Töpfers Calus.

Die römischen Münzen der Kaiserzeit zeigen auf der Vorderseite jeweils das Bild des regierenden Kaisers. Die Inschrift nennt ihn mit allen seinen Titeln, zugleich gibt sie an, im wievielten Regierungsjahr sie geprägt wurde.

Die Rückseiten tragen meistens Götterbilder oder Darstellungen, die sich auf die Zeitgeschichte beziehen. Gold- und Silbermünzen waren sehr selten. Dagegen werden Kupfer- und Bronzemünzen besonders häufig an Kastellplätzen gefunden.

Die Kupferprägung lag in den Händen des römischen Senates, daher steht auf der Rückseite der Kupfermünzen S C, die Abkürzung für senatus consulto, das heißt, auf Beschluß des Senates.

Die Münzen waren sehr lange im Gebrauch. Ein gutes Beispiel dafür ist eine auf dem Kastellgelände gefundene Münze, die im Jahre 27 v. Chr., also noch vor der Kaiserzeit, geprägt wurde. Es ist die Münze „Colonia Nemausus“. Nemausus ist der lateinische Namen für die südfranzösische Stadt Nimes, die eine bedeutende römi-

sche Kolonie war. Dort wurden römische Truppen angesiedelt, die unter Augustus und Agrippa in Ägypten gekämpft haben.

Die Vorderseite der Münze zeigt Augustus und Agrippa. Auf der Rückseite erkennt man ein Krokodil, das mit einer Kette an eine Palme gebunden ist. Es ist das Symbol für Ägypten, das 30 v. Chr. römische Provinz wurde.

Seit 1974 ruhen die Grabungsarbeiten auf der Schlichte. Drei Viertel der Kastellanlage und die östlich vermutete Siedlung (vicus) sind noch nicht erforscht.

Für das Amt für Denkmalpflege besteht derzeit kein Anlaß mehr, die Grabung im Kastell wieder aufzunehmen, da die neue Straßenführung der B 32 das Kastell nicht berühren wird und eine Bebauung in den nächsten Jahren nicht zu befürchten ist. Doch hat das Amt größtes Interesse an der Feststellung des Kastelldorfes. Eine für das Frühjahr 1978 geplante Aktion ist gescheitert. Die zuständigen Herren des Denkmalamtes hoffen sehr, daß sich alle Beteiligten rechtzeitig einigen, damit die Frage nach dem Vorhandensein der Siedlung im nächsten Jahr gelöst werden kann.

Schlußwort

Das Jubiläumsjahr der Gemeinde Burladingen ist für viele ein willkommener Anlaß, eine Reise in die Vergan-

genheit zu unternehmen, um die großen Ereignisse, die sich vor rund 1900 Jahren auf der Schlichte zugetragen haben, besser zu erfassen: Der Bau der Festungsanlage, der Alltag von etwa 500 stationierten Soldaten, Leben und Arbeiten der Bauern, Händler und Handwerker in der benachbarten Siedlung, vorbeiziehende Legionäre auf der Heerstraße, die große Brandkatastrophe, die das Kastell zerstörte, das Abrücken der Besatzung nach Norden und schließlich die Besitznahme durch die Alemanen, die sicher die Mauern des Kastells als bequemen Steinbruch zum Bau ihrer Häuser nutzten. Beliebig lassen sich weitere Einzelheiten zu einem bunten Bild aus der Geschichte unserer Heimat zusammenfügen. Das Kastell auf der Wasserscheide erinnert uns an die versunkene Welt der Griechen und Römer, die Voraussetzung und Nährboden unserer abendländisch-christlichen Kultur ist; es ist aber auch ein Mahnmal nicht nur für den Zerfall und Untergang des gewaltigen römischen Reiches, sondern auch für die Vergänglichkeit menschlichen Lebens und Tuns.

Neben der Freude über den Besitz dieses einmaligen Bodendenkmals, bleibt uns aber auch die Verantwortung, es nach dem Vorbild anderer Kastell-Gemeinden zu bewahren und allen zugänglich und sichtbar zu machen.

H. BURKARTH

50 Jahre Kreisaltersheim Gammertingen

Am 19. November 1928, am Fest der hl. Elisabeth von Thüringen, wurde in Gammertingen das neue Altersheim des Kreises Sigmaringen eingeweiht.

Der Bau des Heimes hat eine längere Vorgeschichte. Bis 1925 gab es noch das preußische Oberamt Gammertingen. Öffentliche Einrichtungen für Kranken- und Altenpflege gab es nicht. So entstand schon vor dem Jahr 1900 der Wunsch nach einem Bezirkskrankenhaus in Gammertingen. Vor allem Med. Rat. Dr. Joseph Burkarth, seit 1904 Oberamtsarzt, trieb die Pläne voran und sorgte für den Ankauf eines geeigneten Geländes. Beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges stand auch schon ein Baukapitel von 100 000 Mark bereit. Dies wurde natürlich durch die Inflation vernichtet, aber bis 1925 war schon wieder eine Summe von 50 000 Mark zurückgelegt.

Das Jahr 1925 brachte die Auflösung des Oberamtes Gammertingen. Es wurde zwar versprochen, daß dadurch der Bau des Bezirkskrankenhauses nicht aufgehalten würde. Aber im neuen Landkreis Sigmaringen stellten sich die Probleme nun anders dar. In Sigmaringen befand sich das Fürst-Carl-Landesspital, das vom Landeskommunalverband verwaltet wurde. Das Haus war jedoch fast ganz mit Pflegefällen und Pfründnern belegt und deshalb für einen modernen Krankenhausbetrieb nicht geeignet. Landrat Dr. Seifert ergriff in der Frage die Initiative. Er regte an, daß der Landkreis ein eigenes Altersheim bauen sollte, damit der Kommunalverband freie Hand bekäme, im Fürst-Carl-Landesspital ein modernes Krankenhaus einzurichten. Als Standort des neuen Kreisaltersheim schlug Dr. Seifert Gammertingen vor, da dort schon ein Platz vorhanden war und Gammertingen für den Verlust des Oberamtes und des nicht gebauten Bezirkskrankenhauses entschädigt werden sollte. Landeskommunalverband und Kreistag stimmten Ende 1926 den Plänen von Dr. Seifert zu.

Die Planung des neuen Altersheimes wurde Architekt

Imbery in Sigmaringen übertragen. Schon im Frühjahr 1927 wurde in Gammertingen mit den Grabarbeiten begonnen. Federführend beim Bau waren die Firmen Deutschmann und Steidle. Sie hatten jedoch die Auflage, vorwiegend Handwerker aus Gammertingen und Umgebung zu beschäftigen. Die örtliche Bauleitung hatte Architekt Oskar Baur in Gammertingen. Schon am St. Elisabethenfest 1927 konnte das Richtfest gefeiert werden. Im Sommer 1928 bezogen Franziskanerinnen vom Kloster Erlenbad das Heim, und am 3. September 1928 wurden die ersten alten Leute aufgenommen. Darunter waren 50 Pfründner aus dem Fürst-Carl-Landesspital. Am Tag der Einweihung, dem 19. November 1928, war das Haus schon mit 70 alten Leuten belegt. Zum Heim gehörte eine Musterlandwirtschaft, eine ländliche Hauswirtschaftsschule, die ebenfalls von den Erlenbader Schwestern geleitet wurde, und eine große Hühnerfarm. Mit der Verwaltung des Hauses unter Oberinspektor Konstantin Binder war für die Bevölkerung der Umgebung eine Außenstelle des Landratsamtes Sigmaringen verbunden. Verwalter der Landwirtschaft war Johann Menz, später Bürgermeister von Gammertingen.

Die Baukosten beliefen sich für das Haus auf 450 000 Mark, die Landwirtschaft 25 000 Mark und die Inneneinrichtung 40 000 Mark. Für den Bau hatte sich der Kreis mit ca. 300 000 Mark verschuldet. Das war damals eine Menge Geld. Nach etwa einem Jahr erkrankte Oberinspektor Binder, und das Haus wurde vertretungsweise von Obersekretär Johannes Herter vom Landratsamt verwaltet. Nach Binders Tod 1930 wurde Herter Heiminspektor. Damals begann sich die allgemeine Wirtschaftskrise anzubahnen, die sich auch auf das Heim auswirkte. Die Hühnerfarm mußte geschlossen werden, auch die Hauswirtschaftsschule konnte nicht gehalten werden. Die erhofften Überschüsse der Landwirtschaft blieben aus. Das Altersheim selbst konnte nur zu 70 bis 80 Prozent belegt werden. Das Heim befand sich in ei-

ner herrlichen landschaftlichen Lage und war durch die Erlenbader Schwestern ausgezeichnet geführt. So lag der Gedanke nahe, es mit Kurgästen zu versuchen. Herter gab sich große Mühe, und langsam stellte sich Erfolg ein. Jahr für Jahr kamen mehr Kurgäste nach Gammertingen. Etwa 1934 erschien der erste Hausprospekt.

Durch einen Vertrag mit der Landesversicherungsanstalt in Stuttgart konnte Herter eine kontinuierliche Belegung sichern. Der Name „Kurheim Zolleralb“ wurde geboren. Das Heim reichte räumlich als Altersheim und Kurheim bald nicht mehr aus. So wurde 1936 nach Plänen von Architekt Bubser, Straßberg, ein eigenes Kurheim gebaut. Das Kurheim enthielt Aufenthaltsräume und eine Kegelbahn. Es kamen auch immer mehr alte Leute von auswärts, die ihren Lebensabend in dem schönen Heim in Gammertingen verbringen wollten. Die große Zahl der Insassen und der Kurgäste erforderte natürlich eine entsprechende ärztliche Betreuung, die bis 1937 vom pensionierten Oberamtsarzt Dr. J. Burkarth übernommen wurde. In diesem Jahr trat sein Sohn, Dr. med. Erwin Burkarth, die Stelle des Heimarztes an.

Einen tiefen Einschnitt in die Geschichte des Heimes bedeutete der Zweite Weltkrieg. Am 26. August 1939 wurde das Heim zum Reservelazarett erklärt. Es zog allerdings nur das Stammpersonal auf, Verwundete gab es noch nicht. Im Sommer 1940 wurde das Lazarett vorläufig wieder aufgelöst. Um diese Zeit wurde die Landwirtschaft des Heimes aus verschiedenen Gründen aufgegeben. In die bisherige Wohnung des Landwirtschaftsverwalters wurden Aufenthaltsräume und die Wirtschaft „Zum goldenen Helm“ eingebaut.

Im Herbst 1941 wurde das Reservelazarett wieder eröffnet. Nun kam ein Strom von Verwundeten, der bis Kriegsende nicht mehr abriß. Schwestern und alte Leute wurden in die äußersten Winkel des Hauses bis unters Dach verdrängt. 50 Insassen wurden in die „Alte Post“ in Gammertingen verlegt. Dort hausten sie jahrelang unter primitiven Bedingungen. Die meisten Ordensschwestern mußten zusätzlich in der Pflege der Verwundeten mitarbeiten. In all den schweren Jahren kümmerte sich Landrat Dr. Seifert um das Heim und seine Bewohner. Aufgrund seiner Stellung konnte er manches abwenden oder mildern.

Am 24. April 1945 wurde Gammertingen von französischen Truppen besetzt. Die Verwundeten und das Sanitätspersonal wurden zu Kriegsgefangenen erklärt. Ende Juni mußten Sanitätspersonal und gehfähige Verwundete zu Fuß nach Sigmaringen marschieren (die Bahn fuhr damals noch nicht). Dr. Seifert wollte die Insassen aus der „Alten Post“ wieder ins Heim verlegen, aber der französische Kommandant in Gammertingen verhinderte dies; er hatte eigene Pläne mit dem Heim. Nach einigen Wochen kam die Verlegung doch zustande. Im Sommer mußte das Heim aber erneut geräumt werden, denn die Franzosen richteten ein Erholungsheim für französische Kinder ein. Diese mußten vom Kreis voll gepflegt werden. Außerdem mußten die umliegenden Gemeinden zusätzlich täglich Milch und Eier liefern. Die Verbitterung

der deutschen Bevölkerung war natürlich groß, denn die eigenen Kinder hatten kaum etwas zu essen.

Nach einigen Monaten zogen die Franzosen ab, und das Heim konnte wieder seiner Bestimmung übergeben werden. Herter hatte große Schwierigkeiten, für Verpflegung und Heizmaterial zu sorgen. Mit der Währungsreform 1948 besserten sich zwar die Verhältnisse, für viele Heimbewohner entstanden aber große wirtschaftliche Schwierigkeiten, da sie ihr Vermögen verloren. Herter war bemüht, diesen Leuten zu helfen, so gut es ging. Man dachte schon daran, den Kurbetrieb wieder aufzunehmen, als das Heim überraschend 40 Flüchtlinge aus Dänemark aufnehmen mußte. Es waren meistens alte Leute, die aus Ostpreußen stammten, und die nun in Gammertingen eine neue Heimat finden sollten; sie wurden im Bau II untergebracht.

Zum 25. Jubiläum am 19. November 1953 wurde Oberinspektor Herter wegen seiner Verdienste zum Direktor ernannt. Inzwischen war der Kurbetrieb wieder voll in Gang gekommen. 1954 wurde die Liegehalle eröffnet. Auch die Wirtschaft „Zum goldenen Helm“ erfreute sich eines regen Zuspruchs. Direktor Herter mußte 1960 wegen Krankheit seine Tätigkeit aufgeben. Nachfolger wurde Karl Wohlschiess, der seit 1954 im Heim tätig war. Das Heim wurde weiter baulich ausgestattet. 1962 wurde der neue Speisesaal eröffnet. Ein Aufzug wurde eingebaut, und die Schwestern bekamen bessere Unterkünfte.

1974 lief der Vertrag mit der Landesversicherungsanstalt aus, was zur Folge hatte, daß der Kurbetrieb wesentlich zurückging. Direktor Wohlschiess ging 1975 in Pension. Zu allem Unglück erkrankte Oberin Schwester Agilberta und starb nach wenigen Monaten. Im Heim entstand eine schwierige Situation, die nur durch persönliches Eingreifen von Landrat Schlee gelöst werden konnte. Trotz ihres hohen Alters mußte Schwester Severa (Oberin bis 1968) erneut das Amt der Oberin übernehmen. Das Heim wird jetzt direkt vom Landratsamt Sigmaringen aus verwaltet. Herr Bürgermeister Kast, Neufra, wurde beauftragt, die Interessen des Heimes wahrzunehmen. Das Büro wird von Fräulein Hölzer geführt, die schon 25 Jahre im Heim ist.

Eine große Hoffnung für das Heim wurde die Ernennung von Schwester Bernhardis zur Oberin. Sie leitet das Heim nun schon seit eineinhalb Jahren zu aller Zufriedenheit. Eine große Umstellung bedeuten die Umbauarbeiten, die in den nächsten Tagen aufgenommen werden. Das ganze Heim wird modernisiert. Die Zimmer werden vergrößert. Die sanitären Verhältnisse und Pflegeeinrichtungen werden den heutigen Verhältnissen angepaßt.

Seit 1928 wurden 1057 Insassen im Heim aufgenommen. Über mehrere Jahrzehnte waren pro Jahr 450 bis 500 Kurgäste im Heim. Ob und wie der Kurbetrieb nach dem Umbau wieder aufgenommen wird, läßt sich noch nicht sagen. Bestreben aller Beteiligten ist aber, möglichst vielen alten Leuten in einem schönen, gut geführten Heim eine Heimat zu bieten.

HANS PETER MÜLLER

Bericht über das KZ Bisingen

Als vor 40 Jahren in der sog. Reichskristallnacht die jüdischen Gotteshäuser in Deutschland in Flammen aufgingen, sollte dies das Fanal sein für die Verfolgung der jüdischen Mitbürger, an deren Ende die Massenvernichtung

und Ausrottung dieser Bevölkerungsgruppe stand. Als Chiffre für dieses düsterste Kapitel der deutschen Geschichte steht das Wort „Auschwitz“. Allzu leicht verißt man aber, daß Auschwitz auch in unserer Heimat

Baden-Württemberg war. Auch hier hat es Konzentrationslager gegeben, in denen die von Goebbels ausgegebene Devise von der „Vernichtung durch Arbeit“ in die Tat umgesetzt wurde.

Es sei an dieser Stelle auf einige Publikationen der letzten Zeit hingewiesen, die sich mit diesem Thema befassen haben. Julius Schätzle, selbst ehemaliger KZ-Häftling, hat unter dem Titel „Stationen zur Hölle“ (1974) einen Überblick über die Konzentrationslager in Baden und Württemberg 1933–1945 vorgelegt. Von der Hand des Archivrats Paul Sauer stammt das 1975 erschienene Standardwerk „Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus“. Schließlich hat Herwart Vorländer in diesem Jahr einen Band „Nationalsozialistische Konzentrationslager im Dienst der totalen Kriegführung“ herausgegeben. Der Sammelband enthält Beschreibungen von sieben württembergischen Außenkommandos des Konzentrationslagers Natzweiler/Elsaß: Leonberg Hessental, Neckargartach, Echterdingen, Hailfingen, Vaihingen/Enz und Schörzingen.

Das KZ Natzweiler hatte insgesamt 46 Außenkommandos, davon 19 in Württemberg, 10 in Baden und eines (Bisingen) in Hohenzollern. Die meisten dieser Lager sind erst im Laufe des Jahres 1944 angelegt worden. Die Arbeiten, zu denen die Häftlinge herangezogen wurden, bestanden im Straßen-, Stollen- und Flugbahnbau sowie im Einsatz in Rüstungsbetrieben. Die Häftlinge, deren Zahl in die Tausende ging, stammten aus fast allen Ländern Europas, hauptsächlich aber aus Polen und Rußland. Unterschieden wurde, der damaligen Terminologie zufolge, zwischen „Politischen“, „Kriminellen“, „Juden“, „Assozialen“ und „Kriegsgefangenen“. Eine besondere Stellung innerhalb dieses KZ-Systems nahmen die Lager der „Gruppe Wüste“ ein. Zur Gewinnung von Öl wurden von der SS im württembergischen Ölschiefergebiet um Balingen sieben Lager errichtet: Schömberg, Schörzingen, Frommern, Erzingen, Bisingen, Dautmergen und Dormettingen.

Rudi Holoch hat in dem oben genannten Sammelband die Geschichte des Konzentrationslagers Schörzingen ausführlich beschrieben: Sie hat 442 Tage lang gedauert und 549 Opfer gekostet.

Noch schrecklicher sieht die Bilanz des Bisinger Lagers aus, das zwar nur 234 Tage bestanden aber 1158 Tote gefordert hat. Eröffnet wurde das KZ Bisingen am 24. August 1944. Arbeitgeber war die Organisation Todt – Bauleitung Balingen. Nach Angaben des ehemaligen Insassen Korn betrug die Zahl der Häftlinge 1000 Mann. Das Lager wurde am 7. und 14. April 1945 nach Dachau evakuiert.

Wie man weiß, hatte die SS, die die Lager bewachte, jeglichen Kontakt zwischen den Häftlingen und den Bewohnern der umliegenden Orte unterbunden. So sind die ungeheuerlichen Vorgänge, die sich hinter dem Stacheldraht zugetragen haben, erst nach Kriegsende so recht ins Bewußtsein der Bevölkerung gedrungen.

In diesem Jahr hat der Süddeutsche Rundfunk in seinem Schulfunkprogramm eine Reihe „Die Nationalsozialistische Verfolgung im Deutschen Südwesten“ ausgestrahlt. Die letzte Sendung mit dem Titel „Jenseits der Hölle“ ist von Bettina Wenke verfaßt worden. Sie hat darin einen ehemaligen Insassen des KZ Bisingen, den heute in Stuttgart ansässigen Alfred Korn, befragt. Mit freundlicher Genehmigung der Beteiligten soll im folgenden dieses Gespräch wiedergegeben werden.

Wenke: Alfred Korn stammt aus Krakau. 1942 wurde er von den Deutschen, wie alle Polen jüdischer Herkunft, mit seiner Familie ins Ghetto gesperrt. Dann wurde er ins Arbeitslager Platschow gebracht. Dort wird er von

seiner Frau und seinen beiden kleinen Kindern getrennt. Er sieht sie nie wieder. 1943 schleppt man ihn dann ins Arbeits- u. Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau. Zweimal in der Woche, so erzählt er, kommt die SS und selektiert. Diejenigen Gefangenen, die nicht mehr arbeitsfähig scheinen, werden in die Gaskammern geschickt, die anderen weiterhin zur Arbeit abkommandiert. Wie durch ein Wunder kommt Alfred Korn jedesmal davon. Er bleibt in Auschwitz bis Januar 1945, dann wird er in Marsch in westliche Richtung gesetzt, erst nach Groß-Rosen in Schlesien, dann ins Konzentrationslager Buchenwald. Von dort aus geht es auf die Schwäbische Alb, erst nach Schörzingen, dann nach Bisingen in der Nähe von Balingen.

Korn: Da hat man überall gegraben, überall, überall wo man geguckt hat, da waren Gräber, ganz klein, und ich kann das gar nicht beschreiben, ich stell mir ein Bergwerk ganz anders vor. Unter freiem Himmel ist man gestanden, hat man ausgegraben. Immer so acht oder zehn Leute haben da gegraben und wenn das tief war – da war ein paar Meter tief schon Schiefer – da gings immer tiefer. So bis zu mannshohe Gräber hat man gegraben und da hat man den Schiefer herausgenommen. Und wie nichts da war, hat man das stehen und liegen lassen und man ist an einen zweiten Platz gegangen.

Korn: Jetzt sieht es lächerlich aus, was das für ein Werk war. Da war irgendwo ein Gebäude – ich war nie drin – und dort soll der Schiefer zu Öl verarbeitet worden sein. So hat man gesprochen und der Zufall war, daß irgendwie Torf gekommen war – für welche Zwecke weiß ich nicht – und da hab ich geholfen den Torf abladen und da hab ich auf einmal gesehen während dieser Arbeit, daß vom Schieferwerk ein Rohr gelaufen war. Das war aber sehr primitiv; auf Brettern ist das gelegen, und die Bretter waren wieder durch senkrechte Bretter festgehalten. Und das ging bis zum Bahnhof, und auf dem Bahnhof stand eine Zisterne, und das Rohr ist in die Zisterne rein. Da hab ich gedacht: oh, das ist das Ende, da muß aber Öl fließen. Und da hab ich beobachtet, daß – ich will mich nicht festlegen – aber wahrscheinlich alle fünf, es kann auch vier oder sechs Minuten gewesen sein, sagen wir ungefähr alle fünf Minuten, ist aus dem Rohr ein Tropfen in die Zisterne herein – tick – hereingeflossen, geflossen, wenn man das sagen darf.

Wenke: Kann man sagen, daß da Hunderte von Häftlingen geschunden wurden, damit da so ein bißchen Öl hergestellt wurde?

Korn: Ja, wenn ich mich nicht täusche, waren wir Tausend dort in Bisingen gewesen. Jedenfalls haben Hunderte von Häftlinge gearbeitet, damit alle fünf Minuten ein Tropfen – tick – und dann fünf Minuten nichts, und dann wieder – tick – der Tropfen ist herein in die Zisterne. Und das war die große Leistung des Schieferwerks in Bisingen. Einige haben davon gesprochen, daß das ganze Lager Bisingen ist nur so eine Art Druckposten für die Leute, die in der Lagerleitung sich gedrückt haben, damit sie nicht an die Front gehen brauchten.

Wenke: Sind Sie denn da eigentlich mit der Bevölkerung irgendwie in Kontakt gekommen?

Korn: Ja, ja, jetzt fällt mir was ein. Da war ich eines Tages, als ich oben war und unten waren die Mithäftlinge, die waren in der Grube, haben da nach dem Schiefer geguckt, da waren auf dem Nachbarfeld ein paar Bauernfrauen, haben da Kartoffeln gehabt. Jedenfalls hat mir eine Frau gezeigt, auf den Boden mit dem Finger: da hier liegt was; so hab ich das verstanden. Und das war eine Entfernung vielleicht von fünf bis zehn Meter höchstens, und ich habe aufgepaßt wenn die SS, der Mann

der bewacht hat, der ist herumgegangen, und war dann ein bisschen weiter weg, hab ich mich hingeschlichen, hab das geholt: waren da drin fünf oder sechs Kartoffeln, in so einer Tüte. Die hab ich genommen, habe sie mir in die Taschen gesteckt, rechts und links. Jetzt ist aber folgendes, das beweist nur das Ausmaß, wie groß die Brutalität von dem damaligen Regime war, wenn eine biedere Bauersfrau in der Nähe von unserer Arbeit mir ein paar Kartoffeln zukommen lassen wollte, da mußte sie aufpassen, daß die SS nicht sieht und mußte mit dem Finger zeigen und sich entfernen und ich mußte, wahrscheinlich mit Lebensgefahr, mich dahinschleichen, um die paar Kartoffeln in die Hand zu stecken.

Korn: Schörzingen und Bisingen, das war doch ein Sumpf, in dem man noch unter Bewachung unter Todesangst jeden Tag, jede Minute, steckte. Das war doch wirklich kein Lager und vor allem keine Stätte, in der man eine Minute nur leben konnte. In Bisingen, da mußte man dann sich hereinschieben in diese Regale rein; da ist man in dem Regal praktisch geschlafen, ohne Decke, ohne Kissen, ohne Bettzeug, ohne Stroh, gar nichts; nur so auf dem reinen Brett, wie im Regal ist man da so geschlafen. Das ist unglaublich. Also, ich hab schon vorhin gesagt von der Latrine, die war entfernt von dem Lager, ich weiß nicht, so 10 oder 20 oder 50 Meter, je nachdem, und dann waren Waschräume. Da war eine Baracke mit Waschräumen; da ist man dann hingegangen; da mußte man in Reihe stehen bis man endlich drangekommen ist. Da floß ein bisschen kaltes Wasser und wenn man von der Latrine rausgekommen ist, ist man in den Kot wieder reingetreten, weil es waren keine Gewege gemacht worden, keine Straßen gemacht worden. Das traue ich nicht einmal einem Schwein jetzt, daß es in solchen Verhältnissen lebt, das ist ausgeschlossen.

Wenke: Ja und dann war aber bald Kriegsende. Wie haben Sie das erlebt?

Korn: Ja, eines Tages, da war ich in Bisingen, da hat es geheißt: wir marschieren morgen nach Bozen, zu Fuß. Und da sind wir angetreten, da sind zusammengekommen 1000 Leute. Es waren 10 Blöcke à 100. Ich glaube, das waren auch die Häftlinge aus Schörzingen, ich kann es aber nicht hundertprozentig sagen. Auf jeden Fall weiß ich, daß wir 1000 aus Bisingen, 1000 Leute in Richtung Bozen abmarschiert sind und uns Häftlingen hat man gesagt, daß die Amerikaner kommen. Aber ob das von jemand gehört worden von offizieller Seite weiß ich nicht; ich hab's nicht gehört. Und wir sind dann marschiert. Ich hab da eines Tages festgestellt, daß wir nach drei Tagen auf den gleichen Platz gekommen sind;

da hab ich gesehen: da waren wir doch schon hier. Und dann hat man das beobachtet, und dann haben wir festgestellt, daß wir in den, ich weiß nicht 10 oder 12 Tagen, in denen wir marschiert sind – das heißt marschiert sind wir nur bei Nacht, bei Tag waren wir im Wald und bei Nacht sind wir die ganze Nacht durchmarschiert – da haben wir festgestellt: wir sind praktisch im Kreis herumgelaufen. Wahrscheinlich waren schon entweder Amerikaner oder Franzosen in der Nähe, und das ging so bis zum 22. April, da waren wir in Ostrach gewesen.

Wenke: Sie sind immer unter Aufsicht der SS marschiert, das muß man dazusagen.

Korn: Ja dauernd, ja natürlich, ja da muß ich noch was sagen, daß im Laufe dieser paar Tage, die wir gelaufen sind, da sind mehrere Hunderte erschossen worden unterwegs, weil, als wir marschiert sind, hat man dauernd Schüsse gehört. Und auch in meiner Nachbarschaft, wenn da jemand nicht mehr gehen konnte, da hat man den erschossen. Also jedenfalls sind wir, als wir in Ostrach ankamen und wir damals die Kartoffeln – von einem Bauern hat man zwei oder drei Sack Kartoffeln geholt und jeder hat zwei Kartoffeln bekommen, im Gänsemarsch, also rohe Kartoffeln – die haben wir bekommen, und während dieser Verteilung hat es auf einmal geheißt: die SS ist fort. Und da hab ich mich umguckt: tatsächlich kein SS-Mann. Und da war schon alles auf und das war in Ostrach – hab ich später erfahren – und das war morgens, so vielleicht um sieben oder acht Uhr morgens, am 22. April. Da hat man weder Franzosen noch Amerikaner, noch deutsche SS gesehen und die Stadt war wie ausgestorben.

Wenke: Ein Tag noch irrt Alfred Koch gemeinsam mit anderen Gefangenen umher, dann endlich trifft er auf französische Soldaten und weiß: Krieg und Gefangenschaft sind vorbei. Er geht nicht zurück nach Krakau sondern bleibt, da er sich in Stuttgart eine neue Existenz aufbauen kann, in Deutschland. Er versucht etwas über seine Frau und seine beiden Kinder zu erfahren. Sie sind von den Deutschen umgebracht worden, vergast oder erschossen, sie sind der Hölle nicht entkommen, oder war es mehr als die Hölle. Gibt es für das, was Gefangene in den von Deutschen errichteten Konzentrationslagern erleben mußten, überhaupt ein passendes Wort?

Korn: Ich kann mir vorstellen, daß die Hölle ein Paradies ist im Vergleich zu dem, was wir mitgemacht haben. Das ist wirklich wahr; wenn man das nicht mitgemacht hat, ist das unglaublich; das kann man gar nicht schildern. Wenn Kogon oder Schätzle oder sonst jemand irgendwie über diese Zeit geschrieben hat, dann ist es doch nur ein Minimum von dem, was da tatsächlich war.

JOHANN ADAM KRAUS

Schwelherbesitz in Killer 1488

Die adeligen Brüder Alt-, Mettel- und Kleinhaus Schwelher als Herren zu Ringingen, Hölstein ob Stetten und Straßberg sind im Hohenzollerischen Jahreshaft 1938 näher behandelt, dazu des ersten Sohn Fritz und der Enkel Peter Schwelher von Straußberg (Straßberg). Daß letzterer auch einen 1497 und 1500 aktiv auftretenden Sohn Hans Sweller, hatte, der 1504 tot war, ist nachher erst bekannt geworden (Hohenzollerische Heimat 1961, 8). Vom genannten Peter findet sich im Fürstl. Hohenz. Archiv in Sigmaringen (R 137, 1; Ka. 34, 7) eine Aufzeichnung seiner Einkünfte und Güter zu Killer

aus dem Jahr 1488, die viel Unbekanntes enthält und sicher das Interesse von Heimatfreunden finden wird.

Es heißt da: Festlin (Silvester?) der Schmied gibt aus seinem Gut jährlich 14 ß h (etwa 42 Goldmark), 2 Scheffel Korn (Vesen), ebensoviel Haber in Reutlinger Maß, 4 Hühner und 1 Viertel, das sind 120 Eier. In dieses Gut gehören: Sein Gesäß (Wohnhaus) und Scheuer mit Garten dahinter, stoßt an 2 Seiten auf des Kuonzers Gut, andererseits an des Mangolds Garten und an der vierten Seite an die Strauß (Straße). Ferner 1/2 Mannsmad (Mm) Wiesen, genannt Bolwies, stoßt an des Nuners Gut. (Nu-

ner gabs auch in Burladingen, daher noch dort die Nonnengaß!), anderseits an die Bolgaß und liegt unterhalb Hans Bechtolds Bolwies. (Bol=Bühl, daher Ortsname Boll). Ferner 1/2 Mm am *Buochbach* (der von der ehemaligen Ringinger Seemühle herabkommt) an Walther Firners Wiesen am Bach hinab an Burkart Sachsens Gesäß. Ferner 1 Mm genannt Stegwies, stoßt an die *Seehamer* Straße, anderseits auf den Acker ULb. Frau, auch an den Hertweg. (Seeheim oder Seehen heißt das von Ringingen herabziehende Tal, durch das seit dem vorigen Jahrhundert die Straße Ringingen–Killer führt. Früher ging sie vom Ringinger Hälschloch über den Killerberg durch die Kätergaß nach Killer. In Seehen finden sich heute einige Fischweiher. ULbFrau ist wohl die Kirchenpatronin von Killer. Hertweg scheint Herdenweg für das Vieh zu bedeuten.) Ferner 2 Mm auf Hewfeld (Heufeld) genannt der Riem (noch heute bekannt), einerseits an Adelmann von Jungingen, anderseits an Auberlin (Albrecht) Emilin von Salmendingen und an dem Weg in Schilt (noch heute so: Gelände in Schildform). Ferner 1/2 Mm Wiesen, genannt Restlins Aeckerle, stoßt auf ULb. Frauen Acker, anderseits an den gemeinsamen Hertweg und an das Lange Ziel. – Ein weiteres Gut liegt auf dem Killerberg, genannt Ulrichs Gereut. (Den Berg hat also ein Ulrich gerodet, vielleicht jener Ulrich von Sehan, den das alte Beuroner Urbar um 1390 erwähnt?) und 1 Jauchert Acker davor, stoßt an ULb. Frauen Acker, anderseits an die Gemeinde Egert des Dorfes und an des *Schwelhers Halden*, die man nennt die Finstere Tellen, anderseits auf *Megenzers Halde*, genannt die vordere Telle. (Die Finstere Telle, d. i. Täle, zieht sich vom Dreifaltigkeitskreuz an der Ringinger Grenze von Hasenbühl stracks hinab ins Seeheimer Tal. Die Gemeinsame Egert der beiden Gemeinden Killer und Ringingen unterm Finstern Telle wurde erst um 1847 geteilt. Wer bis dahin mit seinem Weidevieh als erster dorthin kam, durfte nicht vertrieben werden. Die Megenzer von

Felldorf sind schon um 1340 als in Killer begütert erwähnt»). – Ferner gehörten dem Schwelher: 1 1/2 Jauchert in der *Hofstatt* (offenbar im Dorf Killer), und liegt am Bach in der Hofstatt hinab, anderseits die Landstraß, die man nennt den *Gerstenbach*. (Ob die Hofstatt nicht der Platz der ehemaligen Burg Affenschmalz der Herren von Killer war?). Ferner 2 J im hinteren Bol, wendet auf den Megenzer und anderseits auf Hans Bechtolds Acker. Ferner 3 J am Magenloch, stoßt auf die Gemeinde Egert, anderseits gegen ULb. Frauen Acker. Ferner 4 Mm Wiesen auf *Seehamer Berg*, stoßen gegen des Schwelhers Wiesen und anderseits auf das Holz (Wald), genannt *Bachmow* (Bachenau oberhalb Jungingens). Ferner 4 J in *Gruoben*, stoßen auf des Nurers Gut, anderseits gegen ULb. Frauen Acker, genannt das Linsyfeld, liegt ob dem *Manenwiesle*. Ferner 2 J in der Ow (Au), stoßen auf den gemeinen Wasen, die man nennt das Gemärk, und auf des Sachsens Gut. Ferner 1 J auf Seeheimer Berg, stoßt gegen die Hoestaig, anderseits an Bachnauer Weg. – Soweit der Aufschrieb von 1488.

Als Veronika von Neuneck, geb. Spät, im J. 1507 von ihrem Vetter Peter Schwelher von Straßberg sein Seeheimer Tal und Seeheimer Berg geschenkt bekam, die sie dann 1512 um 80 rh Gulden an die Gemeinde Ringingen verkaufte, ist nicht zu ersehen, ob auch einige der obigen Stücke dabei waren. Nach Hodler war Peters Frau eine Margarethe von Neuneck, des Wildhans Tochter zu Glatt, gewesen. Für die Heimatkunde von Killer müßte es von Interesse sein, was Berthold Hagen in seinem Zollerischen Lagerbuch von 1544 zu melden hat (F. H. Archiv Sigmaringen). Um diese Zeit gab es auf dem weiten Heufeld im Gegensatz zu heute nicht nur Grundstücksbesitzer aus Ringingen und Salmendingen, sondern auch aus der ganzen Umgebung. Völlig vergessen, ja heute undenkbar ist die damals erwähnte »Reutlinger Straße« an der späteren Seemühle vorbei aufs Heufeld und weiter über Salmendingen.

WILLY BAUR

200 Jahre Schäferzunft Trillfingen

Am 22. Oktober 1978 – Sonntag nach St. Wendelin – hat die Schäferzunft Trillfingen ihr 200jährige Bstehen feiern können. Der noch erhaltene Zunftbrief mit obrigkeitlicher Genehmigung trägt zwar das Datum vom 19. des Weinmonats (Oktober) 1780, das vollständig erhaltene Mitgliederbuch beginnt jedoch im Jahre 1778. Aus diesem Jahre liegt auch die Abrechnung über den ersten Jahrtag in der Zunftlade.

Eine schriftliche Überlieferung über den Anlaß der Gründung scheint nicht vorzuliegen, er läßt sich aber leicht aus der örtlichen Überlieferung erschließen. Genau genommen handelt es sich bei der Zunft weniger um eine Standesorganisation der Schäfer, sondern um eine der mehr religiös gestimmten Bruderschaften, wie sie seit dem frühen Mittelalter vielfach gegründet worden sind. Anlaß zu dieser Gründung waren zweifellos die damals grassierenden Viehseuchen, welche die Existenz der Schäfer und Viehhalter immer wieder neu bedrohten, und denen man hilflos gegenüberstand. Wesentlich war aber auch die alte und viel besuchte Wallfahrtskapelle zur Schmerzhaften Muttergottes, St. Leonhard und St. Wendelin auf der Höhe unmittelbar über dem Ort. Eine rege Wallfahrt zu ihr bestand schon vor der Wende vom

17. zum 18. Jahrhundert. 1724 wurde die Kapelle erweitert und umgebaut. In den folgenden Jahrzehnten wurden in ihr im Sommer und später im Winter wöchentlich Bittmessen für Bewahrung vor Unwetter und Viehseuchen gehalten. An ihrer Stelle wurde die jetzt noch bestehende Kapelle, wahrscheinlich ein Werk des Haigerlochers Grossbayer, im Jahre 1764 vollendet. Sie erhielt 1776 eine Wendelinsreliquie, womit sein Patronat gegenüber der Madonna und St. Leonhard in den Vordergrund trat und für die Gründung der Zunft maßgebend wurde.

Bemerkenswert ist, daß die Gründung der Zunft zu einem Zeitpunkt erfolgt ist und die Genehmigung des fürstlichen Oberamtes Haigerloch erhielt, als die Bruderschaften im Zeichen der josephinischen Reformen allgemein aufgelöst und ihr Vermögen zum Religionsfond eingezogen wurden.

Trotz ihres Namens setzten sich die eingeschriebenen Brüder neben Schäfern aus Bauern und viehhaltenden Handwerkern und Gewerbeleuten zusammen. Verfassung und Sinn der Zunft sind in den zwölf Artikeln des Zunftbriefes festgelegt. Bestimmt wird darin die Abhaltung eines Jahrtages mit Seelen-, Lobamt und Vigil je-



St. Wendelin, Stiftungsbrief, Zunftlade, Zunftzeichen und Leuchter für die Zunftkerze.

Foto: Weber, Haigerloch

weils am Montag nach dem Wendelinstag (20. Oktober) in der Wendelinskapelle mit anschließender Rechnungsablegung und Wahl des Zunft- und Kerzenmeisters in der Schäferherberge zum „Rößle“. Vorgeschrieben ist weiter die Entschädigung für drei Geistliche, die Entlohnung für den Mesmer, die Ministranten und Musikanten, die Einschreibegebühr für aufzunehmende neue Brüder, Bußgelder bei Versäumnis des Jahrtags oder Veranlassung von Händeln, auch entsprechende Ahndung von Vergehen.

Diese Bestimmungen sind mit kleinen, durch die Zeitverhältnisse nötigen Änderungen ohne Unterbrechung durch gute oder böse Zeiten Jahr für Jahr bis heute eingehalten worden. In der Zunftlade liegen die Protokolle über die Rechnungsabhör Jahr für Jahr seit 1778, die Mitgliederlisten mit eingetragenem Todesjahr sind vollkommen erhalten, Namen und Amtszeit der Zunft- und Kerzenmeister gehen aus den Protokollen hervor. Es folgen aufeinander 26 Zunft- und 31 Kerzenmeister, erstere aus Trillfingen, die Kerzenmeister immer aus benachbarten Orten. 1778 sind 60 Mitglieder eingetragen, die Zahl schwankte später zwischen 100 und 200, erreichte 1872 einen Höchststand von 316 und beträgt jetzt 187. In den Gründungsjahren stammten die Mitglieder aus Owingen, Gruol, Weildorf, Haigerloch, Weitingen, Bittelbronn, Thanheim, Imnau, Höfendorf, Wachendorf, Hart und

Hierlingen. Gegenwärtig ist Trillfingen und Bierlingen die Heimat der Mehrzahl der Zunftbrüder, der Rest verteilt sich auf 18 Orte der näheren und weiteren Umgebung.

Es dürfte in weitem Umkreis schwerlich eine Vereinigung dieser Art geben, die ihren Brauch in 200 Jahren ohne wesentliche Veränderung und ohne jede Unterbrechung so treu erhalten und gepflegt hat. Für den Familienforscher bedeuten ihre Mitgliederlisten eine wertvolle Quelle für den weiteren Umkreis um Trillfingen. Der Stiftungsbrief, das Zunftzeichen, die Zunftlade mit ihren Dokumenten, der Leuchter für die Zunftkerze bilden einen kostbaren kulturellen Besitz, die Zunft und Bruderschaft gereichen der Gemeinde Trillfingen zu besonderer Ehre.

Die Feier des Jubiläums wurde am Sonntag, den 22. Oktober, in Trillfingen würdig begangen mit einem Festgottesdienst, Totengedenken in der Wendelinskapelle, Ausstellung der Zunftwahrzeichen und örtlichen Kulturgutes, einer Festveranstaltung und abendlichen Unterhaltung in Anwesenheit prominenter Vertreter geistlicher und weltlicher Behörden und Verbände. Unter dem Eindruck des Festtages traten 50 neue Brüder der Zunft bei und bezeugten damit die Zuversicht für den Fortbestand der Zunft und Pflege ihres Brauches auch für kommende Generationen.

Seelsorger von Inneringen (Ergänzung zu Joh. Maiers Ortsgeschichte 1966, S. 179 f.)

1. 1275 Rektor N., vertreten durch einen Vikar N, hat ein Einkommen: 10 Pfd. Rottweiler Heller.
2. 1284 29. Nov.: Wol(-frad) „rector ecclesiae in Aenrinchen“ ist Zeuge mit Gr. Friedr. von Zollern u. 2 Hechinger Bürgern (WUB 8,486).
3. 1288 16. Aug. Burkart von Laiterberg (b. Levertweiler) Rektor. (Im Siegel: Leiter auf Dreiberg; WUB 99,225).
4. 1295 3. Mai Burkart von Jungingen, Kirchrektor (WUB 10,342), ebenfalls 1299 (WUB 11,289).
5. 1313 6. Dez. Pfaff Johannes, Zeuge betr. einen Hof zu Inneringen (FUB 5, S. 318).
6. 1333 15. Juli Kpl. Heinrich von Affelstetten, Kirchherr der Kapelle zu Inneringen (Wappen: kriechender Affe) (FUB 5, S. 391).
7. 1374 Pfaff Peter der Maiger, Kirchherr (Siegel spitzoval: Im Schild Falke auf Dreiberg) HH 1965, 16.
8. 1434, 1437 Rektor Albert, Sohn des Konrad von Reischach (HH 1962, 59).
9. 1445 5. Juni Kirchherr Friedrich Vogt, hat mit Pfr. Rud. Gaiß, Benzingen und Joh. Jocher, Gammertingen eine Bruderschaft gegründet (REC 11051) Vogt ist 1469 Pfr. in Veringendorf.
10. 1468 Pfr. Jakob Hafner, 1472 Dekan, 1483 Absenz u. Tod.
11. 1483 am 28. Feb. wird prokl. Georg Mesner aus Konstanz, nimmt 1492 Absenz nach Konstanz (FUB 7, S. 279); 1492 Erlaubnis für einen Tragaltar für Kapelle.
12. 1493–97 † Georg Rottengatter.
13. 1497–1522 † Pfr. Johannes Herlin (Haidlin, Hairlin) (FDA 25), seit 15. 9. 1519 Dekan. 1520 Dreifaltigkeitskapelle (HH 1951, 48).
14. 1522–26 † Pfr. Petrus Strang, bisher Neufra a. D., prokl. 16. Jan. invest. 31. Jan. (Im J. 1523 kommt ein Michael Mayger aus Inneringen auf die Kapl. Jungnau.)
15. 1526 seit 8. Jan.: Mg. Johannes Ebinger von hier, präs. durch Gr. Christoph v. Werdenberg.
16. ? Petrus Vischer (Maier, Ortsgesch. 181).
17. 1529 Pfr. Theobald Huoter.
18. 1531–82 † Pf. Conrad Ruedolf aus Veringen, invest. 13. 4.; zeitweise absent 1533, 1535; Dekan 1573.
19. Kpl. Jodokus Algewer, tot 1534.
20. 1534 Kpl. Michael Metzger seit 13. April, wird 1534 Pfarrverw. u. verzichtet auf die Kapl. (1540 kommt ein Simon Holl aus Inneringen auf die Pfarrei Grüningen.).
21. 1541 10. Nov. ist ein Mg. Johannes N. plebanus in Inneringen.
22. 1582 seit 26. Okt. Pf. Georg Neher (Näger), invest. 10. Dez., präs d. Gr. Joach. Fürstenberg. Sein Tod 1585.
23. 1585–1609 † seit 26. Nov. Johannes Stengel, bisher Röhrenbach, invest. 20. 1. 86, stirbt 16. Nov. 1609. (1589 kommt ein Inneringer Thomas Hirninger als Pfr. nach Ringingen.).
24. 1595 Koadjutor: Simon Keuff.
25. 1597 Helfer: Christoph Kopp.
26. 1597 seit 29. Jan. Helfer Jakob Mühlbach.
27. 1598 am 19. Febr. angewiesen: Kapl. Martin Numa-chius.
28. 1599 14. Mai als Helfer: Simon Mayer aus Veringen.
29. 1610–40 † Pf. Georg Benkler aus Sentenhart, gest. 24. 9. 1640.
30. 1640–60 † Pf. Mg. Georg Benkler junior, aus Sentenhart, prok. 22. Nov. invest. 16. Feb. 41; Erstfrüchte 50 fl 54 kr; 1653 Dekan; † 11. 8. 60.
31. 1660–69 Pf. Johann Jak. Schuler, prokl. 13. 9.; invest. 28. Sept.
32. 1669–80 Pf. Dr. theol. Ignaz Dirck (Türk) prokl. 2. 5.; invest. 27. 9., wechselt nach Biberach.
33. Kpl. Georg Rottenburger 1680.
34. 1680–97 † Johann Lud. von Gall, Sohn des Trochtelf. Obervogts (war dort 1674–80 Pfarrer;) in Inneringen gest. 16. Juni 1697.
35. 1698–1715 † Pf. Daniel Uelin, Dr. theol. prokl. 1. Feb. invest. 22. 3.; stammt aus Mammern, heißt aber 1685 „Heiligenbergensis“, war 1678–80 i. Burgweiler, 1681–98 i. Trochtelfingen, starb in Inneringen 22. Juni 1715.
36. 1716–32 Pf. Johann Heinrich Gauch aus Mellingen (Aargau), vorher i. Wolfach u. Stühlingen; Apostol. Protonotar, Rat von Konstanz und Fürstenberg.
37. 1733–47 Pf. Conrad Arbogast Gauch, Vetter des Vorgängers, aus Mellingen, gb. 1702, ist 1745 Dekan d. Kap. Riedlingen, 1747 amoviert u. bald tot.
38. 1748–72 Pf. Anton Jos. Fried. von Langen, gb. 9. 11. 1716 in Neustadt, starb 1773.
39. 1772–83 Pf. Karl Jos. Alois Lindau, gb. Konstanz 29. 10. 1728, geht nach Stühlingen.
40. 1784–1821 Pf. Ignaz von Laßberg, gb. 11. 8. 49 i. Heiligenberg als Sohn des fürstenbg. Oberforstmeisters Freiherr Friedr. Karl v. L.
41. 1802 Kpl. Hauger, arm u. ohne Haushälterin (Maier, Ortsgesch. 197).
42. 1814–36 † Kpl. Raphael Stehlin aus Langenenslingen, gb. 10. Okt. 57; gest. in Inneringen am 22. Jan. 1836.
43. 1821–36 Pf. Anton Beller aus Möhringen, 1774–1836, Pr. 1802, bisher fürstenbg. Hofkaplan, wurde Dekan, starb hier 29. Mai 1839.
44. 1836–37 Verw. Michael Sauter aus Langenenslingen 1803–72; seit 1857 Pf. in Zußdorf, gest. 10. 4. 72.
45. 1837 Verw. Leo Bürkle aus Trullfingen 1807–59; 1842 Pfr. in Salmendingen, dort gest. 19. 4. 1859.
46. 1835 seit 7. Aug. Kpl. Franz Jos. Ströbele aus Bietenhausen (1803–56) bisher in Trochtelfingen, präs. durch Fürst Karl Egon v. Fürstenberg, wurde 1838 Pfr. i. Melchingen; gest. 1. 6. 58.
47. 1837–46 † Pf. Franz Xav. Hirt aus Pfohren (1777–1846) war seit 1813 Pfr. in Salmendingen, 1825 i. Trochtelfingen, gest. Inneringen 18. 4. 46.
48. 1839 seit Sept. Kpl. Valentin Emele aus Ringingen (1807–71), Pr. 1833; wurde 1844 Pfarrer dahier, 1854 in Feldhausen, 1864 i. Langenenslingen wo er am 10. 3. 71 starb (FDA 1885, 88).
49. 1854–56 seit 27. Jan. Verw. u. Kplverw. Silvester Müller aus Langenenslingen (1806–69), Pr. 1829, war 1831–44 Prof. in Hedingen, 1844 Pfr. i. Gruol, gest. 9. 3. 69 (FDA 17, 83).
50. 1856–57 Pf. Karl Karle, gest. 8. Juli 1864 aus Rengetswiler, Pr. 1851.

51. 1857–58 Pfv. Johann Bapt. Glatz aus Unterkirnach (1811–74) starb am 12. Sept. 1874 in der Heimat (Die Pfarrei Inneringen blieb 12 Jahre unbesetzt, um die Mittel für den Kirchenbau zu sammeln.).
52. 1858–77 † Pf. Philipp Barthol. Mayer aus Haigerloch (1807–77), starb auf dem Heimweg von Ratzgatz in Konstanz am 6. Juli 1877.
53. 1861 Kpl. Rudolf Mayer von Hechingen (1833–1905, bisher Pfv. in Kettenacker, 1867 wieder Kpl. in Inneringen, 1868 Pf. in Einhart, gest. Hechingen 18. 5. 05 (FDA 1906, 69).
54. 1861–64 Tischtitulant Johann B. Richter, bis 20. 11. 64, stammte aus Villingen, 1797–1868; gest. Sigmaringen 7. 11. 68.
55. 1868 von 28. Juli an Verw. N. Stromayer.
56. 1868 seit 31. Juli: Kpl. Josef Lauer aus Rulfingen (1801–82) bisher in Wilflingen, hat 1869 Brustkattarrh; gest. Oberndorf 13. 9. 82.
57. 1871–77 Kpl. Mathias Flad aus Killer (1835–1904) seit 1877 Pfarrer dahier, ging 1887 nach Kettenacker, wo er am 24. 5. 1904 starb.
58. 1887–1903 † Pf. Karl Straub aus Meßkirch (1836–1903) bisher in Blumberg u. Donaueschingen, gest. 19. 11. 03 (FDA 34, 51).
59. 1903–05 Verw. Anton Saile aus Beuren b. Hech. (1875–1932) (FDA 64, 30).
60. 1905–09 † Pf. Franz Xav. Fecht aus Krauchenwies (1842–09) FDA 39,46.
61. 1909–10 Verw. Anton Kaltenbach aus Ruhestetten (1878–1929), ging 1910 nach Burladingen, gest. 28. 11. 29 (FDA 59, 18).
62. 1910–14 Pf. Fridolin Eisele aus Trochtelfingen (1870–1918). War seit 1898 in Burladingen, 1914 i. Kriegsdienst, zuletzt Div. Pfr.; gefallen am 3. Juni 1918 bei den Verwundeten auf dem Verbandplatz (FDA 49, 30).
63. 1916–20 Verw. Karl Miller aus Bingen (1886–1940), 1920 Pf. in Stein, dann Zimmern, 1929 Harthausen/Sch. (FDA 68, 48).
64. 1920–35 † Pf. Adolf Strobel aus Boll (1868–1935), bisher Prof. am Gymnasium Sigmaringen, 1929 Dekan, gest. Sigm. 10. Dez. 1935.
65. 1936–59 Pf. Alfred Heinzler aus Eschendorf (1898–1973), ging nach Ludwigshafen a. B., Ruhestand Hegne, dort gest. 12. Dez. 1973.
66. 1959–75 Pf. Paul Stemmler aus Kuppenheim, gb. 29. 6. 26; Pr. 1951; ging 1975 nach Pfaffenrot. Seitdem wird die Pfarrei von Hettingen aus mitversehen: Pf. Gustav Scharm, gb. 18. März 1921 in Kleinborowitz, Priester seit 1958.

HANS VICTOR STEIMER

Die Steimer aus Hausen im Killertal

Es gehörte immer zu einer bizarren Verschwendungssucht Württembergs, seine Talente, die romantischen wie die exakten, in die Fremde zu entlassen, damit sich in der Begegnung von festem Erbe und wechselvoller Umwelt ein Schicksal forme.

Theodor Heuss in »Schattenbeschwürungen«

Die für die hohenzollerischen Lande schon oft beschriebene wirtschaftliche Situation im 17. und 18. Jahrhundert hat in der aus Hausen stammenden Familie *Steimer* ein beredtes Zeugnis gefunden. Bereits im ersten Kirchenbuch treten mehrere Familien-Väter des Namens auf, die ihr jeweils erstes Kind taufen lassen: Johannes 1610, Andreas 1615, Michael 1617, ein weiterer Johannes 1619 und ein weiterer Michael 1622. Heute gibt es nur noch zwei Namensträger im Ort: Leopold (1913) und sein Sohn Fritz (1949).

Soweit erkennbar stammt ein erheblicher Teil der bekannten, über das württembergische Land, die Schweiz, das Saarland und vereinzelt über das ganze Bundesgebiet verstreuten Namensträger ab von *Michael*, der am 3. 8. 1621 Barbara SCHMID heiratet und dessen Sohn *Adam* mit seiner Frau Ursula REDL (1629), Tochter des Michael REDL und seiner Frau Katharina geb. TINKL. Adam hat u. a. zwei Söhne: *Michael* (1660), verh. 25. 1. 1682 mit Agatha geb. SCHULER, und *Caspar* (1670–1746), verh. am 29. 4. 1692 mit Catharina RUOF.

Beide haben u. a. je einen Sohn *Georg*, geboren 1693 und 1697, so daß hier der Nachweis unmittelbarer Abstammung mangels Unterscheidung im Kirchenbuch schwierig ist. Caspar (1670) hat einen weiteren Sohn *Josef* (1694–1749), verh. 1731 mit Anna Maria HAIBER, der Ahnherr der in Hausen selbst, in Süddeutschland, in der Schweiz lebenden und in Lothringen vorkommenden Linien wird.

Georg (auch Johann Georg) heiratete am 7./14. 8. 1734 Katharina LORCH (geb. 2. 4. 1719 als T. d. Georg LORCH und Maria Agatha RUEFF) und läßt am 29. 9. 1735 seinen Sohn *Leontius* (auch Leguntius) taufen. Dieser heiratet am 14. 7. 1760 Katharina KRAUS, die am 31. 3. 1737 als Tochter des Christian KRAUS (1707) und seiner Frau Franziska geb. SEIZ aus Jungingen geboren wurde. In beider Vorfahrenliste erscheinen außer den genannten die Namen SIMMENTINGER, FLAD, HÄR, RIEL und DEMER. Sie bekommen neun Kinder. Über ihre Berufe oder Wohnung ist nichts bekannt. Die älteste Tochter, *Susanne* (1761), und *Sebastian* (1770) scheinen früh gestorben zu sein. *Maria* (1774) heiratet am 20. 10. 1800 in Hausen und scheint dort geblieben zu sein. *Anton* (1763) tritt, im Alter von 38 Jahren, als Bauer in Lebach bezeichnet, bei der Trauung seines jüngsten Bruders 1802 als Zeuge, anscheinend unverheiratet, auf. *Michael* (1764) heiratet am 2. 1. 1787 noch eine Hausenerin, Anna Maria RUEFF, geb. 19. 9. 1760, und läßt dort noch sieben Kinder taufen: *Martialis* (1787), *Clemens* (1789), *Philippine* (1792), *Michael* (1794), *Gregor* (1796), *Philippine* (1798) und *Johann Baptist* (1800). Zumindest die Söhne *Martialis* und *Clemens* tauchen im Saarland beim Großvater und den Onkels wieder auf. Der Vater *Michael* stirbt 1848 in Wiesbaden.

Mit *Leontius*, möglicherweise nach dem frühen Tod der Mutter, die später nie wieder genannt wird, gehen die sechs Brüder, teilweise mit ihren Familien, auf die große Reise. Deren konkrete Ursachen kennen wir leider nicht. Es gibt Anhaltspunkte dafür, daß dieser Umzug 1790 stattfand. Ausgerechnet in eine Gegend führt er, die durch die französischen Wirren sicher nicht zu den ruhigsten gehörte. Aber offensichtlich bot das menschenleere Land an der Saar trotz aller Kriegsläufe für arbeitssame und anspruchlose Leute Chancen. Es war in eine

Vielzahl von Herrschaftsgebieten unterschiedlicher Fürsten aufgeteilt. Nicht auszuschließen ist, daß hierin auch die Möglichkeit zur Ansiedlung und zum Broterwerb lag. Nur wenige Eintragungen weisen noch auf das ursprüngliche Gewerbe hin: Hausierer mit Textilien (Tüchern) und Kleinkram. Die Überlieferung hält sich noch lange in den Familien.

Die vier Söhne und zwei Enkel sehen sich, teilweise sofort, im Lande nach dem passenden Partner um. Vielleicht haben sie den einen oder anderen bereits auf früheren Reisen kennengelernt. Dabei kommt es bereits zu einer breiten Streuung über das ganze Saarland, zu dem damals auch Teile des heutigen Lothringens gehörten:

Martialis (1787), der als Sohn Michael (1764 – Stamm A) im Alter von drei Jahren ins Saarland kam, war »negotiator« und heiratete 1810 in Wiesbach Anna Maria BAUER (1789 Jabach) aus einer eingesessenen Familie. Die Nachkommen der neun Kinder leben fast ausschließlich im Raum Saarbrücken und werden in der Familie die »Martialis« genannt.

Sein Bruder *Clemens* (1789) heiratet I. 1815 in Dirmingen Anna ALBERT aus Rittershofen, später II. 1822 in Wiesbach Barbara EID aus Eiweiler und hatte sieben Kinder. Nachkommen von ihm sind heute nicht mehr bekannt.

Johann Chrysosthomus (1767 – Stamm B) heiratet bereits 1791 in Lebach Barbara HILGER (1769 – Bous). Ihr Vater Peter war Lehrer, ihre Mutter stammte aus einer Beamtenfamilie. Johann selbst kaufte sich ein Haus, baute einen Kramladen an, betrieb eine Gastwirtschaft, die fast hundert Jahre in der Familie blieb, und begründete 1810 ein Eisenwarengeschäft, das bis heute – wenn auch an anderer Stelle – noch besteht. Zehn Jahre war er Bürgermeister von Lebach; mit fünfundsiebzig Jahren wurde er vom scheuenden Pferd abgeworfen, an den Folgen starb er unter Hinterlassung von erheblichem Besitz. Er hatte acht Kinder und 34 Enkel; der älteste Sohn wurde bereits 1792 in Lebach geboren. Seine Nachkommen sind im Saarland, im Frankfurter Raum und im Ruhrgebiet ansässig.

Stanislaus (1768 – Stamm C), noch als »marchand routant« = fliegender Händler bezeichnet, siedelte sich in der Gegend von Bexbach an. Er heiratete bereits 1791 Gertrud SCHIESTEL (1769 – Mittelbexbach), die aus einer drei Generationen vorher aus Tirol eingewanderten Familie stammte. Sie hatten elf Kinder, deren Nachkommen mit Schwerpunkt heute noch im südlichen Saarland wohnen.

Georg (1777 – Stamm D) wurde Wirt und Steuereinknehmer in Hüttersdorf, heiratete I. 1797 in Lebach Catharina Wolf, deren Familie auch aus Tirol zugewandert war, und II. 1807 in Lebach Angela KNOBE aus Lebach, aus einer eingesessenen Bauernfamilie. Er hatte fünfzehn Kinder, deren relativ geringe Nachkommenschaft im Raum Hüttersdorf beheimatet ist

Daniel (1780 – Stamm E), als Beruf wird einmal »Bote« angegeben, heiratete 1802 in Lebach Katharina GRAFF aus einer eingesessenen Familie in Lebach. Die Nachkommen seiner neun Kinder sind sehr zahlreich mit Schwerpunkt in Köllerbach, dem Primstal und dem mittleren Saarland ansässig.

Als Vater Leontius – in Bexbach einmal als »fliegender Händler« bezeichnet – am 2. 1. 1811 in Lebach stirbt, waren seine Kinder verheiratet und vielseitig tätig. An der Saar hatte er 50 Enkel, einen Teil seiner 139 Urenkel hat er noch erlebt.

Als einen möglichen Grund für den Umzug wurde bereits erwähnt, daß in den Kirchenbüchern von Saarunion

– also in Lothringen – ab 1795 – also fast in der gleichen Zeit wie bei Leontius – die Familie der *Sebastian*, »Händler stammend aus Hausen in Schwaben« auftaucht, der am 2. 6. 1758 in Hausen Roswitha STEIMERIN geheiratet hatte. Sie ließen in Hausen zehn Kinder taufen: Hans Georg (1758), Sebastian (1761), Philipp (1763), Jakob (1764), Caspar (1766), Ursula (1768), Juliana (1771), Melchior (1773), Susanna (1775) und Marcus (1778). Von diesen werden in Lothringen drei wieder erwähnt:

Philipp, ausschließlich noch als Händler bezeichnet, heiratet I. Maria Anne geb. SCHEIKER und II. Christine ROSCHTAUSER. Aus beiden Ehen hat er zehn Kinder. In den Eintragungen von 1801 sind ihre Unterschriften erhalten. 1805 tritt als Taufpatin Ursula STEIMER, Frau des Martin FLAD, »fliegender Händler« in Erscheinung.

Sein Bruder *Caspar* (1766), bereits 1805 als Arbeiter, ab 1810 als Bauer bezeichnet, heiratet Anna Maria LETSCH, anscheinend aus Bockenheim (Bouquenom) und hat sechs Kinder.

Der dritte, *Marcus* (1778), heiratet Henriette Charlotte SCHUHMACHER, mit der er zwei Kinder hat.

Die Geburt des Vaters Sebastian ist in Hausen bisher nicht zu finden gewesen. Verstorben ist er vor 1805 in Saarunion. Auf Grund von Namensvergleichen und Patenaustausch muß er aber eng mit den Familien des Leontius (1735) verbunden gewesen sein. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, in ihm einen Bruder der außerdem in Saarunion vorkommenden *Johann*, Hirt, verh. mit Elisabeth LETSCH, Vater zweier Kinder (um 1790), und *Josef*, verh. mit Therese HÜTTINGER (6 Kinder: 1790–1804) zu sehen. Beweisbar einzuordnen sind sie jedoch bisher nicht. Es gibt jedoch Anzeichen dafür, daß es sich bei allen dreien um die namensidentischen Söhne des *Norbert* (1737) und der Josefine geb. WEITH und Enkel des *Josef* (1694), verh. 1731 mit Anna Maria HAIBER handelt.

Mit der Familiengründung werden alle die früheren Wanderer seßhaft, brauchen auch nicht mehr dem früheren Saison-Gewerbe nachzugehen, werden Bauern, Handwerker und Händler. Welches Ansehen diese »Zugereisten« hatten, mag die Tatsache belegen, daß mehrere von ihnen bereits nach kurzer Zeit Ehrenämter bekleideten. Nach fast zweihundert Jahren hat sich diese eine hohenzollerische Familie auf mehr als fünfhundert lebende Nachkommen ausgeweitet, davon mehr als ein Drittel Namensträger. Eine mögliche soziologische Studie würde den Rahmen dieses Berichtes sprengen. Das Wort von Theodor Heuss wird durch den Erfolg voll bestätigt.

Ein Wort noch zum Vorkommen des Namens im süddeutschen Raum: Alle Forschungsergebnisse bestätigen die Wahrscheinlichkeit der Ableitung aus dem mittelalterlichen Vornamen *Steinmar*. In den Hohenberger Regesten ist der Übergang vom Vor- zum Familiennamen im 14. und 15. Jahrhundert erkennbar. Mit den Kirchenbüchern kristallisieren sich als Zentren außer Hausen heraus: Rottweil-Neufra, Denkendorf, im schweizerischen Wettingen bei Zürich und Langenthal bei Bern sowie im badischen Ottenau im Murgtal. Außerdem kommt der Name mit dem eindeutigen »m« zeitlich begrenzt vor in Rottenburg/Neckar, Wittlingen, Urach, Nürtingen, Dornstetten und vielen Einzelerwähnungen zwischen Stuttgart und dem Bodensee in frühester Zeit. Die Auswertung der speziell hohenzollerischen Quellen war bisher nur in bescheidenem Umfang möglich, Hinweise werden deshalb dankbar begrüßt; wie auch Auskünfte gern erteilt werden.

Jetzt gehen die Bienen ins Haus

Es gibt noch und wieder Imker in Hohenzollern, Freunde einer Tätigkeit, die man den landwirtschaftlichen zu-rechnet, die man aber auch je nach der Weide, die die Bienen haben, zur Forstwirtschaft rechnen darf. Bienen zu halten ist eine uralte Kunst, viel älter als etwa die Stallhaltung der Milchtiere, die bei uns auch schon 700 Jahre zurückreicht. Eine Kunst, die immer ein bißchen von Poesie umflossen war, nur – man mußte sein Fach können, sonst konnte es lebensgefährlich sein, mit den fleißigen Honigsammlern umzugehen.

Aber der Herr Lehrer auf dem Dorf, der nach dem Schulunterricht zuerst in den Garten zu seinen Immen ging, der war auch auf unseren Dörfern eine stehende Figur, noch bis in die letzten Jahre. Er war, versteht sich, ein Stand-Imker. Noch gab es nicht die Möglichkeit, mit allen Immenvölkern in kaum zwei Stunden per Lastwagen in den Schwarzwald zu fahren zur Tannen-Tracht. Die zollerischen Bienen waren auf den Hausgarten und die Obstwiese beschränkt; eine Ausnahme bestand dort natürlich, wo Wald nahe lag, und diese Ausnahme war nicht selten.

Ein kürzlich vergangener Tag, Sankt Katharina von Alexandrien, am 25. November, erinnert an die Imkerei, denn an diesem Tag brachte man früher die Bienenkörbe ins Haus, zum Schutz vor dem Winter. Längst gibt es keine Körbe mehr, sondern Bienenhäuser, ein Vorteil für den Imker, und in der Landschaft mit ihren bunten Läden zur Orientierung der Bienen sicherlich so anheimelnd wie einst die Körbe. – Der Tag galt übrigens auch für das Weidevieh als allerletzter Weidetag, jedenfalls in wärmeren Gegenden. Waren die letzten Novembertage selber noch warm, sprach man vom Katharinen-Sommer, wie übrigens bei gleichen Verhältnissen in der November-Mitte vom Martini-Sommer. Martinstag ist der 11.

Die guten Dinge, die die Biene erzeugte, waren wirtschaftlich hochwichtig. Das Wachs brauchte die Kirche für die Altarkerzen, brauchten die Gläubigen für die Wachsstöcke, die allerdings oft so kunstvoll geflochten, mit Gold verziert und mit einem Heiligenbildchen ausgestattet waren, daß man sie gar nicht anzündete. Aber es gab auch einfache, und ein alter Sigmaringer, inzwischen lange tot, erzählte davon, daß jedermann zur Kirche sein Wachsstockle mitbrachte, wenn es dunkel war, also zu den Metten und Frühmessen und zum Rosenkranz am Abend. Der Brauch erlosch, als um die Jahrhundertwende die Kirchen elektrisches Licht bekamen. Doch sah man noch lange danach in Seelmessen viele Beter mit ihrem brennenden Wachsstock, und es gab an Kirchenbänken oft eiserne Dornen, in die man die hohlen Stöcke einpaßte. – Der Honig aber war der Süßstoff, bevor der Rohrzucker aus Übersee bekannt wurde und bevor – 300 Jahre später um die Mitte des 19. Jahrhunderts – das Verfahren entdeckt wurde, aus Rüben Zucker zu gewinnen. Honig war natürlich auch Bestandteil des Zehnten, und in den Familien wurde die süße Ernte als Kostbarkeit sorgsam genossen. Willy Baur erzählt einmal von einer Mutter auf der Alb, die ihren Kindern an dem Tag, an dem der Sieg von Sedan bekannt wurde, aufs Vesperbrot Butter und Honig schmierte; sonst gab es nur das Eine oder das Andere (und auch dies gewiß nicht überall). Den solchermaßen beschenkten Kindern soll diese Siegesfeier ihr Lebtag „gedenkt“ haben, um eine heimatliche Version zu gebrauchen. Übrigens sprach man früher auf der Alb das Wort wie „hongg“ aus.

Spricht man heute mit Imkern, so hört man immer das Bedauern, daß die Imkerei nicht mehr betrieben wird. Dabei sei es jetzt ziemlich ungefährlich, weil Rassen gezüchtet worden sind, die nicht oder kaum mehr stechen. Schutzanzüge, Masken und Handschuhe sind, sagen die Imker, zudem so verbessert worden, daß man nicht mehr unbeholfen daher kommt, sondern arbeiten kann, als stecke man in normalen Arbeitskleidern. – Daß der Honig für Gesunde und Kranke so etwas wie Gold unter den Nahrungsmitteln sei, behaupten nicht nur die Imker; das bestätigen viele Ärzte, und wenn jemand einen harten „Bello“ hat und das Husten ihm dazu auch noch weh tut, ist Honig in heißer Milch noch immer ein Lab-sal und zuverlässiger Helfer.

Ob es in Hohenzollern Brauch war, wissen wir nicht, aber in Baden klopfte der Imker einst am Lichtmeßtag an seinen Stand und sagte: „Immlein, wacht auf, Lichtmeß ist da!“ Das hat wohl eine zweifache Bedeutung, denn einmal kündigt sich der Vorfrühling an, andererseits ist gerade Lichtmeß der Tag, die Bienen an ihre Pflichten zu erinnern. Denn an diesem Tag weiht man Kerzen, und die Kirche hat dazu ein wundervolles Weihegebet, das heute allerdings nicht mehr ganz zu hören ist. Darin wird auch der Bienen gedacht mit den Worten: „Heiliger Herr, Allmächtiger Vater, ewiger Gott, Du hast alles aus nichts erschaffen; auf Deinen Befehl auch haben die Bienen diesen Blumensaft zum Wachs für Kerzen bereitet . . .“

JOHANN ADAM KRAUS

Stoi schla

Wer der schwäbischen Mundart unkundig ist, wird wohl kaum den Sinn der Überschrift verstehen. Sie bedeutet: Steine zerschlagen bzw. zu Schotter zerkleinern. In unserer Jugendzeit vor dem ersten Weltkrieg und lange danach spielte das Stoi-schla eine ziemliche Rolle im Dorf, wo der Name Schotter nicht bekannt war, wohl aber die Sache. Denn bis zur Teerung der Straßen, Wege, Gassen und Feldwege war man ja gezwungen, die Oberfläche der Wege immer wieder neu mit kleinen Steinen zu überschütten, da die hier auf der Alb vorkommenden Kalksteine sehr schnell zermalmt und mit der von den Feldern hereingeschleiften Ackererde sich bei Regenwetter unrettbar in einen klebrigen Schmutz und Pflutter verwandelten. Kurz gesagt: die Wege in Dorf und Feld benötigten immer wieder einen neuen Belag von kleinen Steinen oder Schotter. Eine Straßenwalze, wie es sie anderwärts gab, habe ich als Bub daheim nie gesehen. Bald bildeten sich dann durch das Befahren mit Wagen, da wo die Räder laufen, zwei parallele Laisen, die restlichen Steine dazwischen aber ergaben holperige Erhöhungen, bzw. auf Feldwegen einen rasigen Mittelstreifen. Nun erhob sich die Frage (weil es keine Steinquetscher gab): woher die nötigen Kleinsteine nehmen? Heute denkt kein Mensch mehr an so etwas, seit wir geteerte oder asphaltierte oder Makadam-Straßen besitzen, die allem Schmutz und schmierigen Dreck ein Ende machen. Damals aber, also bis vor 60–70 Jahren und noch länger, mußte der benötigte Schotter durch die Einwohner beschafft werden. Die Gemeinde ließ daher die von den Grundstücksbesitzern ab den Feldern und Ackern gelesenen Steine, die es bekanntlich auf der Alb reichlich gibt, oder solche von den Steinbrüchen an die Seiten der Wege in Haufen anfahren und verdingte deren Zerkleinerung an die Bürger und Tagelöhner, die sich damit in Zeiten, wo gerade keine Feldarbeit drängte, einige Gro-

schen verdienen konnten. Auch die Jugend hat an schulfreien Nachmittagen und bei ordentlichem Wetter wohl oder übel sich in diese „Arbeitsschlacht“ einschalten müssen. Man sah gelegentlich sogar Mädchen damit befaßt, obwohl sie sonst meist bei den Familien sich als „Kindsmägde“ zu betätigen pflegten. So rückten denn die Buben und Älteren mit einem Strohsäcklein zum Sitzen und Knien und einem größeren und kleineren Schlegel (Spezialhammer), deren Stiel immer wieder erneuert werden mußte, an die Wegränder hinaus und zerklopfen die bereitgestellten Steine verschiedener Qualität. Es war meist ein sehr mühsames Geschäft, anders als der lustige Sport des heutigen Fußballspiels! Der Verdienst war zudem gering, erreichte pro Nachmittag kaum 50 Pfennig. Aber es ist zu bedenken, daß damals bei der festen Währung 15 Pfennig oder gar zwei Nickelzehner zu einem Vesper reichten! Hier und da, wenn ein gelber Malbstein allem Herumhämmern widerstand, wanderte er unweigerlich in die nächste Hecke. Zweifellos war es eine eintönige und nicht leichte Arbeit. Aber im Bauerndorf gab es außer in der Landwirtschaft, im Gemeindefeld, bei Hausbauten oder nötigen Gemeindediensten überhaupt keine Arbeit, weil die Industrie fehlte und der Handel gering war. Wo wollte man etwas verdienen? Die heutige Jugend sollte nicht so schnell über die ältere Generation den Stab brechen und ihr vorwerfen: „Ihr habt es ja zu nichts gebracht!“ Weder Zeit noch Umstände waren dem Vorwärtskommen günstig. Der um 1914–18 in Sigmaringen im Ruhestand lebende und am Gymnasium aushelfende Hauptlehrer Anton Fink aus Inneringen erzählt (laut Maier-Kretzdorns „Geschichte von Inneringen“, 1966, 238) von seiner Familie: Der Vater arbeitete als Schmied und die drei Söhne verdienten im Sommer *mit Steinschlagen* so viel, daß der Vater keinen Pfennig an Gemeindesteuern und Abgaben zu bezahlen hatte. Wie schön hat es dagegen die heutige Jugend, da fast alle Arbeiten maschinell geleistet werden können und die Kinder nicht mehr in Haus, Scheuer, Feld und Wald mitzuhelfen brauchen, sondern die goldene Freiheit genießen können. Ob sie aber zufriedener sind als wir damals? Als Nachtrag sei gesagt: Ums Jahr 1915 standen die Auäader- oder Schermausfänger in Ringingen finanziell besser als die Steinklopfer, da sie pro Stück 10 Pfennig erhielten von der Gemeinde. Mein 17jähriger Bruder fing mit seinen 30 Fallen an einem einzigen Tag einhundert solcher Wühlmäuse!

JOHANN ADAM KRAUS

St. Veit (Fortsetzung von S. 48/Heft 3/1978)

Selbst in der Lateinstunde beim Herrn Pfarrer, der mich aufs Gymnasium vorbereitete, wollte es mich nicht verlassen. Ich konnte mich nur wortlos krümmen und drehen, daheim aber aus bewußten Gründen nicht das Geringste merken lassen. Es hätte, wie ich nachher erfuhr, tatsächlich böse ausgehen können. Doch St. Veit hatte ein Einsehen mit dem unbedachten Sünder. Nicht umsonst wird er unter die 14 Nothelfer gerechnet und nennt man eine Art fallendes Weh oder Epilepsie auch Veitstanz, gegen den man ehemals seine Hilfe anrief. Der Name Veit war im Dorf bei uns sehr verbreitet. Es gab außer dem »Graußen Veit« noch einen Haberveit in der Enggasse (der mit Haber handelte) und einen Kipfenveit, dazu ein bestimmtes Haus, s'Veita-Kaspers, dessen Name ins Jahr 1736 zurückreicht. Ein Veit Pfister erscheint schon 1719 im Dorf. Der Große Veit hat mit seiner Frau Kreszentia (oder Kresenz) dann sogar eine Veitsglocke für den Kirchturm gestiftet, welche die Aufschrift trägt: »Junger Glaubensheld sankt Veit sprich bei Gott für Dorf und Leut, mit St. Kresenz uns erflieh: Glaub und Lieb in Freud und Weh!« Wenns am Veitstag regnet, sagen die Leute: »St. Veit hot s'Häfele umkeit!«, oder: ... hot's Haiba verheit« (verdorben). Doch ist dies natürlich ein Fehlschluß, denn der Heilige ist am Wetter so wenig schuld als wir alle.

Achtung Postbezieher!

Ab Juni 1979 zieht die Post die Bezugsgebühr nicht mehr ein. Um dem Hohenzollerischen Geschichtsverein einen noch größeren Verwaltungsaufwand und erhöhte Kosten zu ersparen, sollten auch Sie die dem Heft beiliegende Abbuchungsermächtigung ausfüllen und dem Verein zusenden. Die Bezugsgebühr wird dann jeweils im April des laufenden Jahres abgebucht.

HOHENZOLLERISCHE HEIMAT

hrsgbn. vom Hohenz. Geschichtsverein.
Verlag: Hohenzollerischer Geschichtsverein, 7480 Sigmaringen, Karlstr. 3. Druck: M. Liehners Hofbuchdruckerei KG, 7480 Sigmaringen, Karlstr. 10.

Die Zeitschrift „Hohenzollerische Heimat“ ist eine heimatkundliche Zeitschrift. Sie will besonders die Bevölkerung in Hohenzollern und der angrenzenden Landesteile mit der Geschichte ihrer Heimat vertraut machen. Sie bringt neben fachhistorischen auch populär gehaltene Beiträge.

Bezugspreis: 3,00 DM halbjährlich.

Konten der „Hohenzollerischen Heimat“:
802 507 Hohenz. Landesbank Sigmaringen
123 63 Postscheckamt Stuttgart

Die Autoren dieser Nummer:

Willy Baur,
Ermelestr. 62, 7450 Hechingen

Dr. med. Herbert Burkarth,
Eichertstr. 6, 7487 Gammertingen

Walther Frick, Journalist,
Hohe Tannen 4, 7480 Sigmaringen

Hans Grubmiller,
Hechinger Straße 46, 7453 Burladingen

Hans Peter Müller, 7246 Empfingen

Pfr. J. A. Kraus, Erzb. Archivar i. R.,
Badstr. 8, 7800 Freiburg-Littenweiler

Hans Victor Steimer (Adresse bitte der
Schriftleitung mitteilen).

Schriftleitung:

Dr. med. Herbert Burkarth,
7487 Gammertingen (Telefon 07574/329)

Redaktionsausschuß:
Walther Frick, Journalist,
Hohe Tannen, 7480 Sigmaringen
(Tel. 07571/8341)

Manfred Hermann, Pfarrer,
7451 Neufra/Hohenz. (Tel. 07574/442)

Die mit Namen versehenen Artikel geben die persönliche Meinung der Verfasser wieder; diese zeichnen für den Inhalt der Beiträge verantwortlich. Mitteilungen der Schriftleitung sind als solche gekennzeichnet.

Manuskripte und Besprechungsexemplare werden an die Adresse des Schriftleiters oder Redaktionsausschusses erbeten. Wir bitten unsere Leser, die „Hohenzollerische Heimat“ weiter zu empfehlen.